Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 41 [i.e. 44] (1962)

Heft: 9

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern 1
Amtl.Fächer

AZ Winterthur

Winterthur, 27. April 1962
41. Jahrgang Nr. 9/216

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Sonderseite Frauenstimmrecht

Erscheint jeden zweiten Freitag

Verkaufspreis 30 Rp.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post Fr. 15.80 jährlich, Fr. 9.— halbjährlich. Auslandsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Erhältlich auch an Bahnhofkiosken. Abonnementseinzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 58 Winterthur. — Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzelle oder auch deren Raum 25 Rp., Reklamen: 75 Rp. — Placierungsvorschriften werden nach Möglichkeit berücksichtigt. — Inseratenschluss Freitags der Vorwoche.

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58 Alleinige Anzeigenannahme: Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, Zürich, Tel. (051) 24 26 00, Postcheckkonto VIII 1027

Betsy Meyer zum Gedenken – Helfen, statt unglücklich sein – Erziehung zur Ehe

Die Gefährdung der Frau im Zeitalter der Technik

Von Professor Dr. med. H. O. Kleine, Ludwigshafen a. Rh.

Ueberlastungsschäden der Frau durch Haushalt und Beruf aus der Sicht des Frauenarztes

Zunächst seien einige Zahlen angeführt, gewissermassen zur Beleuchtung der realen wirtschaftlichen und menschlichen Ausgangssituation, die meinen Darlegungen zu Grunde liegt.

Am 30. Juni 1960 wurden in Westdeutschland 1,15 Millionen Kriegswitwen und 3 Millionen unverheiratete Frauen gezählt, die statistisch zum sogenannten Frauenüberschuss gerechnet werden.

6,9 Millionen Frauen sind berufstätig. Von den 11 Millionen Ehefrauen in Westdeutschland sollen sich statistischen Erhebungen zufolge nur 6,6 Millionen glücklich fühlen. Die übrigen 4,4 Millionen sind von ihrem Hausfrauendasein nicht erfüllt und unglücklich. Es sind dies Frauen, die erwerbstätig sind und zugleich ihren Haushalt versorgen.

Es gibt also gegenwärtig in der westdeutschen Bundesrepublik fast 9 Millionen unter insgesamt 27 Millionen Frauen, die mit ihrem Los unzufrieden sind, das heisst, fast jede 3. Frau fühlt sich unerfüllt, nicht glücklich, sei es, dass sie einsam leben muss, sei es, dass sie überlastet ist.

In welcher geistigen Atmosphäre diese Frauen leben, mögen folgende Feststellungen verdeutlichen: In unserem sogenannten technischen Zeitalter werden alle Gebrauchsgüter mittels Maschinen produziert. Wir können heute Technik und Industrie nicht mehr entbehren, weil nur mit ihrer Hilfe unser auf einen engen Raum zusammengedrängtes Volk ernährt werden kann. Die Industrie wird dirigiert einerseits von der Höhe des Angebots der erzeugten Industrieprodukte, andererseits von der Nachfrage der Verbraucher. Je höher nun der erstrebte Lebensstandard sein soll, desto mehr Geld braucht der Konsument, desto intensiver und schneller muss er arbeiten. Wenn ein sehr hoher Lebensstandard erreicht werden soll, muss der Konsument seine Kräfte über die Grenzen des Tragbaren anstrengen. Es kommt dann zu jener zermürbenden Arbeitshetze, die das derzeitige wirtschaftswunderliche übergeschäftige Westdeutschland kennzeichnet.

Um möglichst grosse Gewinne zu erzielen, müssen einerseits die zu verkaufenden Industrieprodukte typisiert und standardisiert werden, weil nur Massenartikel preiswert herzustellen sind, andererseits ist aber auch eine Klischierung des Geschmacks des Käufers aus Gründen der Absatzsteigerung erforderlich. Solche Normung erfolgt durch die riesige, raffiniert arbeitende Propagandamaschinerie der Zeitungen, des Rundfunks, der Kinos, des Fernsehens usw.

Massenangebot — Massenreklame — Massennachfrage — Massenmensch — dies alles liegt auf einer Linie.

Vermassung aber bedeutet Entpersönlichung. Darunter muss die Frau zwangsläufig mehr leiden als der Mann, weil sie empfindsamer und seelisch differenzierter ist.

Da sich der moderne Mensch infolge seiner Betriebsamkeit ständig in Zeitnot befindet, bedient er sich der modernen Verkehrs- und Nachrichtentechnik, um dadurch Zeit zu sparen. Da sich aber gleichzeitig Arbeitstempo und Arbeitsumfang fortgesetzt steigern, kommt die ersparte Zeit nicht etwa dem Arbeitenden zugute, sondern wird für weitere Arbeit in Anspruch genommen. Zudem führen Telephon, Telegraph, Eisenbahn, Motorrad, Auto, Flugzeug zu vermehrter Motorisierung und Automatisierung des Menschen, der immer mehr in die Abhängigkeit der Technik gerät, das heisst, mechanisiert wird und sich der Natur entfremdet.

Wie steht es nun mit den Frauen im Zeitalter der Technik? Die Industrie interessiert sich für die Frau lediglich als Arbeitskraft. Dies zeigt sich heute mit einer an Brutalität grenzenden Deutlichkeit. Die Frau wird «in die Produktion eingegliedert», wie der beschönigende Fachausdruck für den Einsatz der Frau in die Industrie lautet.

Die Industrie ist eine unpersönliche Welt, die alle Gefühle versachlicht. Solche Entpersönlichung wirkt sich für die Frau begreiflicherweise weit verhängnisvoller aus als für den weniger sensiblen Mann.

Angesichts der heute so zahlreichen Hinweise auf die Bedeutung der Frau als Wirtschaftsfaktor und als Hilfskraft in Industrie und Verwaltungsbürokratie scheint es nötiger denn je, einmal nachdrücklich auch auf die Bedeutung der Frau als Frau hinzuweisen.

Zunächst einige allgemeine Bemerkungen über die besonderen körperlichen und seelischen Faktoren des weiblichen Organismus sowie über das Wesen der sogenannten Frauenleiden, die heute eindeutig zugenommen haben.

Weshalb haben die Frauenleiden heute zugenommen?

Das Denken und Trachten der modernen Grossstadtmenschen, die ja heute im Zeitalter der Technik in Westdeutschland über 1/3 der Gesamtbevölkerung ausmachen, ist charakterisiert durch Ruhelosigkeit und Naturentfremdung. Diese Grossstädter leiden an Ueberhastung und an körperlicher, seelischer und geistiger Ueberforderung. Ihre Einstellung zu Arbeit, Ernährung und Entspannung sowie ihr Verhalten zum Mitmenschen ist mehr oder weniger abwegig geworden. Es ist verständlich, dass gerade die Frauen, die seelisch viel sensibler und körperlich viel anfälliger sind als die Männer, unter den nachteiligen Folgen unseres technischen Zeitalters besonders zu leiden haben.

Bei der Frau ist im Gegensatz zum Manne eine ständige Bereitschaft zu einer Unterleibsentzündung vorhanden.

Ueberlastete Frauen leiden an einer besonderen Art von Ausfluss (Fluor), den wir als nervösen Schleimfluss bezeichnen. Dieser beruht auf einer nervös bedingten übermässigen Absonderung der Muttermundschleimdrüsen, die einen Schutzschleim absondern, der sehr scharf und ätzend wirkt, wenn er in grösserer Menge in die Scheide fliesst. Normalerweise wird er nur in kleinen Mengen abgesondert, die keine unangenehmen Nebenerscheinungen hervorrufen. Besteht ein solcher nervöser Schleimfluss längere Zeit, kommt es zu sekundären Geschwürbildungen.

Bei überanstrengten Frauen tritt nicht selten eine Dauerblutung (sogenannte Metropathie) auf, wobei es gleichgültig ist, ob eine seelische, geistige oder körperliche Ueberlastung vorliegt. Durch den fortwährenden Blutverlust kommen derartige Frauen, die sich meist bereits den Wechseljahren nähern, ganz von Kräften. Selbstverständlich bedürfen solche Störungen ärztlicher Behandlung.

Frauen, besonders solche jenseits des 30. Lebensjahres, deren Wirbelsäule durch einseitig sitzende Tätigkeit oder durch häufiges schweres Heben übermässig belastet wird, neigen zu sogenannten Zwischenwirbel-Bandscheibenschäden mit ihren quälenden Kreuzschmerzen. Diese haben gerade bei Frauen in erschreckendem Ausmass zugenommen.

Grundsätzlich ist zu sagen, dass alle solche überbelasteten und abgehetzten Frauen nicht durch immer neue Tabletten und Injektionen gegen Nervosität, Schlaflosigkeit oder Leistungsschwäche wirklich kuriert werden können, sondern nur durch eine Aenderung ihrer Lebensführung!

Alle diese heute so häufigen Frauenleiden werden im Zeitalter der Technik letzten Endes dadurch provoziert, dass die modernen Frauen ihren Körper nicht mehr als Schöpfungsgeheimnis achten, sondern als eine Art Leistungs- und Kalorienmaschine ansehen, als Funktionsautomaten, den sie mit allen möglichen technischen Mitteln traktieren, wie sie von geschäftigen pharmazeutischen Fabrikanten produziert werden, in Gestalt von Hormonen, Aufputsch- und Beruhigungsmitteln, Schlafmitteln, Scheidenspülmitteln, Desinfektionsmitteln, intravaginalen und intrauterinen Apparaturen.

Andererseits gehen aber auch viele technisch eingestellten Aerzte in höchst unbiologischer Weise mit den Frauen um, indem sie ohne Bedenken allerlei operative Massnahmen durchführen, die nicht indiziert sind und die Frauenorgane in verhängnisvoller Weise schädigen.

Die Frau ist nun einmal von Natur aus körperlich und seelisch verletzbarer als der Mann. Die allmonatlich auftretende Wunde in der menstruierenden Gebärmutter, die Tatsache, dass durch die Scheide dauernd eine offene Verbindung zum Bauchraum hin besteht, entsprechend dem Verlauf der weiblichen Keimbahn vom Scheideneingang bis zum Eileiterende, schliesslich die bei jeder Geburt und in jedem Wochenbett entstehende Wunde im Gebiet des Nachgeburtssitzes bedingen — im Vergleich zum Manne — eine erhöhte Anfälligkeit für genitale Infektionen. Ferner reagieren die weiblichen Keimdrüsen auf alle äusseren Einwirkungen weit empfindlicher als die männlichen. Als Folgeerscheinung treten Menstruationsanomalien auf. Des weiteren bedingt die von Natur aus grössere Sensibilität der Frau eine vermehrte seelische Verletzbarkeit.

Ihrer seelischen Verfassung nach steht nämlich die Frau — verglichen mit dem Manne — der kindlichen Seele sehr nahe. Dies ist naturgewollt, denn dadurch wird der Frau das Verständnis für die kindliche Psyche erleichtert, was sich bei der Erziehung der Kinder günstig auswirkt. Zwangsläufig ist diese Jugendlichkeit und Empfindsamkeit der Frau jedoch mit erhöhter seelischer Verwundbarkeit verbunden. Diese Tatsache beruht ebenso auf einem Naturgesetz wie die, dass der Mann körperlich und seelisch stabiler ist.

Aber darf der Mann daraus die Berechtigung ableiten, die Frau zu unterdrücken und auszubeuten? Nein, sondern die Tatsache, dass dem Manne von der Natur ein höheres Mass an psychischer Kraft verliehen worden ist, verpflichtet ihn, die Frau zu schützen und vor Unterdrückung und Ausbeutung zu bewahren! Noch immer standen Völker, deren Männer sich der Frau gegenüber als ritterlich erwiesen haben, auf einer hohen Kulturstufe!

Stets sollten also die Männer von sich aus bedenken, und falls erforderlich, nachdrücklich daran er-

Generalversammlung der Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt»

Mittwoch, den 2. Mai 1962, 14.15 Uhr, im Zunfthaus zur Waag in Zürich, Münsterhof 8, Zunftsaal, II. Stock.

Traktanden:

1. Protokoll
2. Jahresbericht
3. Jahresrechnung
4. Situationsbericht
5. Verschiedenes

um zirka 16 Uhr Teepause

Anschliessend Vortrag von
Frau Dr. G. Weder-Greiner, Chardonne/Vevey:

Solidarität unter Frauen

Abonnentinnen, Leserinnen und Gäste sind zur Generalversammlung und zum Vortrag herzlich eingeladen.

Der Vorstand der Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt»

Um die ungefähre Zahl der Teilnehmerinnen (zur Orientierung für die Bedienung) zu wissen, wären wir dankbar, wenn Sie sich bei unserer Präsidentin, Frl. Dr. Olga Stämpfli, Aarau, Gönhardhof, per Karte anmelden könnten.

Frauen unserer Zeit

Therese Giehse

Seit langem gehört die Schauspielerin Therese Giehse zu den grössten Charakterdarstellerinnen der deutschsprachigen Bühne. Die gebürtige Münchnerin ist der Schweiz in besonderer Weise verbunden, hat sie doch wie so manche ihrer bedeutenden deutschen Kollegen in den Jahren des Dritten Reiches in Zürich eine zweite Heimat und am Zürcher Schauspielhaus eine Wirkungsstätte gefunden, an der sie ihre künstlerische Eigenart unbeeinträchtigt entfalten konnte. Immer wieder kehrt sie auch jetzt, da sie wieder auf den grossen deutschen Theatern spielt, an die Zürcher Bühne zurück, die so viele Jahre als einzige dem künstlerischen Schaffen jene Atmosphäre der Freiheit und Humanität gewährleistete, ohne die die Leistung einer Therese Giehse schlechthin undenkbar ist. Hier hat die Künstlerin zuerst die Rolle gespielt, mit der sich wie mit kaum einer andern die Assoziation an ihre eigene Persönlichkeit verknüpft: Brechts «Mutter Courage», jene einfache, tapfere Frau aus dem Heervolk des Dreissigjährigen Krieges, in deren Los sich der Kampf ums Dasein, das Leid und die Bewährung der «kleinen Leute», und insbesondere der Mütter in der Zeit grosser menschlicher Zerstörung erschütternd spiegeln. Hier gelingt es Therese Giehse, gleichsam ein lebendiges, Fleisch und Blut gewordenes Sinnbild aller Mütterlichkeit zu geben. «Die schönste Aufführung der ‚Mutter Courage', in der ich spielen durfte, war in München die Inszenierung von Brecht selber», erzählt die Künstlerin, «ein unvergessliches Erlebnis!»

Wir sitzen ihr gegenüber, der Frau mit dem ernsten, nachdenklichen Gesicht und den grossen sprechenden Augen. In ruhiger Selbstverständlichkeit entwickelt sich das Gespräch im Theatercafé, indes an einem Tisch in der Nähe zwei lebhafte Teenager mit unverhohlener Neugier flüsternd und kichernd zu der berühmten Schauspielerin herüberstarren. Therese Giehse scheint es nicht zu bemerken. Was sie in diesem Augenblick beschäftigt, ist das Erlebnis des jüngsten Dürrenmatt-Stückes «Die Physiker», in dessen triumphaler Uraufführung am Zürcher Schauspielhaus sie ein paar Tage zuvor die ihr vom Dichter «auf den Leib geschriebene» Rolle der «Verrückten Irrenärztin» gespielt hat. Ueberwältigend, in jeder Nuance meisterlich beherrscht bringt sie hier die kalte Dämonie einer Frau zum Ausdruck, die, im Leben und in der Liebe zu kurz gekommen, sich schadlos hält, indem sie, dem Anschein nach die umsichtige Betreuerin ihrer Patienten, ihren eigenen «Willen zur Macht», durch teuflische Machenschaften und dennoch nicht ohne eigene Erschütterung vor den Geistern, die sie rief, durchsetzt. Der grosse Erfolg, den das Werk gegenwärtig Abend für Abend erntet, ist nicht zum wenigsten der hervorragenden Leistung der Giehse zu verdanken. Und wir denken an ihre Cläre Zachanassian in Dürrenmatts «Besuch der alten Dame», in der sie die unerschütterliche Härte einer Frau lebendig werden liess, in deren Wesen das einst erlittene Unrecht jede Weichheit zerstört und nur noch den Wunsch ihrer Rache und ihrer Macht zu leben, übriggelassen hat. Durch welche Tiefen und Abgründe der Seele muss die künstlerisch nachgestaltende Phantasie der Darstellerin gehen, die dies alles mit letzter Ueberzeugungskraft verdeutlicht und die doch als Privatmensch die wohltuende Offenheit einer geraden, tapferen Persönlichkeit ausstrahlt! Wenn sie erzählt, dass sich Theaterbesucher beschwert haben, dass es in Dürrenmatts «Physikern» schon wieder Tote gibt, Morde vorkommen, so fügt sie hinzu: «Und im Leben, wird da nicht gemordet, gibt's da keine Tote? Dürrenmatt ist eben kein Verschleierer, das ist manchen Leuten zu unbequem.»

Begreiflich, dass ihr die «Verschleierer» zuwider sind, hat sie selbst es doch stets als ihre künstlerische wie menschliche Aufgabe betrachtet, das Tatsächliche einer unliebsamen Wirklichkeit nicht zu beschönigen. Begonnen hat Therese Giehse ihre Laufbahn wie so manche ihrer Kollegen «auf der Schmiere» in der «provinziellsten Provinz». Dann spielte sie in den Münchner Kammerspielen Otto Falckenbergs, einer der bedeutendsten deutschen Bühnen zwischen den zwei Weltkriegen. Als das Dritte Reich anbrach, wurde sie eine der

künstlerischen Hauptstützen der «Pfeffermühle», jenes von Erika Mann, der Tochter Thomas Manns geleiteten mutigen politischen Kabaretts, das in den ersten Jahren des Hitlerregimes unerschrokken den Kampf gegen die Barbarei und Verdummung der Gemüter aufnahm. Wir haben es seinerzeit auch in der Schweiz in seinen Gastspielen gesehen, und damals wurde Therese Giehse auch dem schweizerischen Publikum zu einem «Begriff», noch ehe sie die hervorragende Charakterdarstellerin des Zürcher Schauspielhauses wurde. Als solche haben wir sie im Laufe der Jahre in vielen Rollen erlebt, als Frau John in den «Ratten», Marthe Rull im «Zerbrochenen Krug», als «Die Irre von Chaillot», um nur einige wenige zu nennen. Auch ihre Mitwirkung in Dürrenmatts «Frank V.» und ihre wundervoll eindringliche Leistung in der Rolle der an den Rollstuhl gefesselten alten Frau in der Aufführung der «Fehlenden Blätter» anlässlich der Luzerner Internationalen Festwochen 1960 bleibt unvergessen.

«Was werden Sie in nächster Zeit spielen, Frau Giehse?» «Vorerst in Zürich die Rolle der Aerztin in den ‚Physikern'. Ich verdanke ihr übrigens ein besonders kostbares Erlebnis, das ich nicht missen möchte, die wunderbare freundschaftliche Arbeit mit dem Dichter und dem Regisseur Kurt Horwitz während der Proben. Dann mache ich Ferien, und im September sollen ‚Die Physiker' in München herauskommen. Ich freue mich auch darauf, wieder Gorkis ‚Wassa Schelesnowa' zu spielen, eine meiner Lieblingsrollen.»

«Und werden Sie in der nächsten Saison wieder nach Zürich kommen?»

«Ich denke ja. Zürich und die Schweiz gehören nun einmal seit langem zu meinem Leben, und es wird sich wohl auch jeweils wieder hier eine neue Rolle für mich finden.»

Wir sehen den weiteren künstlerischen Begegnungen mit der grossen Schauspielerin Therese Giehse in dankbarer Freude entgegen. *M. Ns.*

innert werden, dass der Frau die verlängerte Jugendlichkeit nicht deshalb verliehen wurde, damit sie vom Manne leichter überfordert werden kann, ferner, dass der Körper der Frau — ihr Skelettsystem und ihre Muskulatur — nicht deshalb zum Nachgeben geschaffen wurde, um vom Manne leichter beherrscht werden zu können, und schliesslich, dass die Frau von Natur aus nicht deshalb seelisch empfindlicher ist, damit der Mann sie sich leichter gefügig machen kann. Sinn und Zweck dieser spezifisch weiblichen Eigenschaften — ihre verlängerte Jugendlichkeit, ihre geringere körperliche Kraft und ihre grössere seelische Empfindsamkeit — sind vielmehr einzig und allein darin zu sehen, dass eben diese Eigenschaften für die Vorgänge der Fortpflanzung und der Kindererziehung notwendig sind, also für Vorgänge, die der Sicherung der Zukunft unseres Volkes dienen, was immer wieder aus Gerechtigkeitsgründen im Interesse der Frau betont werden muss.

Es ist ein fundamentaler Unterschied, ob ein Faktor, der sich nachteilig auswirken kann, durch irgendwelche persönlich verschuldeten Mängel bedingt ist oder eine durch biologische Notwendigkeit. Dies mögen die Männer niemals vergessen!

Aus: «Der Wendepunkt»

Die Frau in der Kunst

Ellen Widmanns Kammersprech-Chor wurde eingeladen, im April zwei Konzerte in Helsinki und Stockholm zu geben. Als Dirigent, der auch im Schwedischen Radio konzertieren wird, fährt Fred Barth mit, der ständige Mitarbeiter von Frau Widmann.

★

Noch vor der im Zürcher Schauspielhaus geplanten Gesamtaufführung der Frank Wedekind'schen Doppeltragödie «Lulu» («Erdgeist» und «Die Büchse der Pandora») wird die Basler «Komödie» am 27. März das Werk herausbringen. In Zürich wird Maria Becker die Gräfin Geschwitz darstellen. Das Werk um das Urbild des Weibes in seiner gefährlichsten Gestalt wurde seinerzeit mit Gertrud Eysoldt in der Titelrolle kreiert —, später ist Maria Orska eine berühmte Lulu gewesen.

★

Inge Borkh, unsere international berühmte Sängerin, spielte in der Opernfassung der Thornton Wilder'schen «Alkestiade» von Louise Talma, einer amerikanischen Komponistin, die Partie der für ihren Gatten in die Unterwelt herabsteigende Königin. Die Uraufführung war in Frankfurt a. M. In einer Lausanner Galerie stellte die in Los Angeles lebende Zürcherin Heide Ehmcke, die seit Jahren gehbehindert ist, ihre Collages aus. Sie ist inzwischen gestorben. (Red.)

In Spiez feierte die Malerin Anna Spühler ihren 90. Geburtstag. Bevor sie 1924 dorthin übersiedelte, war sie Zeichenlehrerin und dann freischaffende, speziell Landschaften malende Künstlerin gewesen. M.

★

Im Zürcher Schriftsteller-Verein las Ursula Isler ein Kapitel aus ihrem zu Ostern im Th.-Gut-Verlag (Stäfa) erschienenen Roman «Porträt eines Zeitgenossen» vor.

★

Lea Goldbergs Schauspiel «Die Herrin des Hauses» (deutsch im Stadttheater Konstanz) fand bei Publikum und Schweizer Presse grosses Interesse. Der Süddeutsche Rundfunk sandte Szenen aus dem Werk und liess sich über die Vorstellung berichten, in der Sybille Dochterman als Darstellerin der Zentralfigur besonders beeindruckte.

★

Am 21. März begeht in Hollywood, wo sie ständig lebt, die einst ausserordentlich gefeierte Operetten-Diva Fritzi Massary ihren 80. Geburtstag. Im Berlin zwischen den beiden Weltkriegen galt sie als unerreichte Künstlerin in ihrem Genre und hat zahlreiche berühmte Operetten von Lehàr, Kàlmàn und Leo Fall kreiert. M.

Betsy Meyer zu ihrem 50. Todestag am 22. April

Wenn je die Schwester eines grossen Dichters es verdient hat, dass man ihrer noch 50 Jahre nach ihrem Tode gedenkt, so ist es Betsy, die Schwester Conrad Ferdinand Meyers. Es gibt nur wenige Frauen, die als Gefährtinnen so geistig ebenbürtig an der Seite eines bedeutenden Mannes gestanden sind und seinem Lebenswerk menschlich so eng verbunden waren wie sie, die als Persönlichkeit durchaus eigener Prägung den Sinn ihres Lebens darin sah, «im Schatten ihres Bruders» zu wirken und später, als sie ihr Dasein nach seiner Verheiratung im Dienste der ärmsten Mitmenschen neuaufgebaut hatte, dennoch seinem Werk und innersten Wesen in unwandelbarer Treue verbunden blieb.

Das «Zigetli»

Ein ungewöhnliches, von glücklichen wie schweren Erlebnissen und Eindrücken erfülltes Kinderleben hatte schon die kleine Betsy, das «Zigetli», wie sie von den ihr Nahestehenden genannt wurde. Da war die über alles geliebt schöne Mutter, über deren Anmut nach dem frühen Tode des Gatten schon die leisen Schatten der Melancholie lagen, die diese unter den Zürcherinnen des 19. Jahrhunderts durch ihre Kultiviertheit und ihr soziales Interesse hervorragende Frau in einen allzu frühen Tod treiben sollte. Da war der Bruder, Beschützer und Kamerad von den ersten Lebensjahren an, dessen Knabenspiele das Kind und dessen literarische und historische Interessen das heranwachsende Mädchen teilen durfte, das schon damals mehr und mehr zu der kleinen Gefährtin wurde, der der nachdenkliche, seelisch komplizierte Conrad als Einziger seine Jugendnöte anvertraute. Betsy, sechs Jahre jünger als er und zweifellos die seelisch Gesündeste der Familie, hat mit gesundem Menschenverstand und früh entwickeltem Verantwortlichkeitsbewusstsein aus der inneren Sicherheit ihres Wesens heraus beruhigend und helfend zwischen Mutter und Bruder gewirkt, diesen beiden Menschen, die einander liebend verbunden waren und, beide seelisch gefährdet, einander doch nicht verstehen konnten. Kein Wunder, dass die junge Betsy, die übrigens, von der Mutter und deren Freundin, der bekannten Zürcher Philanthropin Mathilde Escher, angeregt, früh schon teilnahm an der caritativen Tätigkeit der beiden Frauen, sich gedrängt fühlte, den Weg der Caritas einzuschlagen. Nach dem tragischen Tod Frau Betsy-Meyer-Ulrichs war es denn auch ihr Wunsch, sich der Pflege Gemütskranker zu widmen. Doch konnte Betsy diese ihr schicksalhaft vorbestimmt scheinende Aufgabe erst später übernehmen. Für viele Jahre sollte zuvor ihr Platz an der Seite des Bruders sein, nachdem Conrad, der einen Aufenthalt in Paris wegen Krankheit vorzeitig hatte abbrechen müssen, nichts nötiger brauchte als ein Heim und verständnisvolle Pflege. Beides konnte niemand ihm besser geben als die Schwester.

Im gemeinsamen Haushalt

Betsy Meyer hat als alte Frau in ihrem Buch «Conrad Ferdinand Meyer in der Erinnerung seiner Schwester» — einem Werk, das in seiner Unmittelbarkeit und Lebendigkeit unter den deutschsprachigen Dichterbiographien eine einzigartige Stelle einnimmt — die Jahre des geschwisterlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens eindrucksvoll geschildert. Wie da im gemeinsamen Haushalt, der bald von der Stadt nach Küsnacht und später nach Meilen am Zürichsee verlegt wurde, die ersten grösseren Werke des Dichters reiften, was die Italienreise, das Erlebnis von Rom und Florenz, die Offenbarung der Grösse Michelangelos für den Bruder bedeuteten, die gemeinsamen Wanderungen in der Innerschweiz und in Graubünden, wo so mancher künstlerische Plan reifte, das alles ist uns in Betsys Buch sowie in ihren (auf der Zentralbibliothek Zürich befindlichen) Briefen und nachgelassenen Manuskripten überliefert.

Viele der schönsten Gedichte C. F. Meyers sind in jenen Jahren im Seehof zu Meilen unter der «schwarzschattenden Kastanie» entstanden, der «Hutten», «Engelberg», «Jürg Jenatsch» und ein grosser Teil des «Heiligen» wurden im geschwisterlichen Haushalt vollendet, von Betsy begutachtet, abgeschrieben und an den Verleger Hermann Haessel in Leipzig gesandt, der mit den Jahren zum väterlichen Freund des Dichters und seiner Schwester wurde. In den Briefen Betsys an diesen vortrefflichen Berater und Förderer erhalten wir die interessantesten Einblicke in den künstlerischen Arbeitsprozess C. F. Meyers, bei dem langsam, unter mannigfachen Mühen, Rückschlägen, Bedenken, Enttäuschungen und Ermutigungen, unaufhörlich und mit zunehmender Sicherheit die Werke des Dichters reiften. Wir erkennen auch, wie intensiv die Schwester an dieser Entwicklung teilnahm und das Schaffen des Bruders durch ihr unerschütterliches gläubiges Vertrauen in seinen Genius ebenso förderte wie durch ihre feinfühlige Kritik und klugen Ratschläge. Können wir ermessen, was diese gemeinsamen «Höhenwanderungen» auf den steinigen, vielfach verschlungenen, immer neue wundersame Ausblicke und Erfüllungen gewährenden Pfaden im Reiche der Kunst für Betsy, die sich stets ihrer «Wurzeleinheit» mit dem Bruder bewusst war, bedeutet haben mögen? Die Frau, der es nicht vergönnt sein sollte, Gattin und Mutter zu sein, fand hier für Jahre aufs glücklichste Sinn und Bestätigung ihres Wesens.

Ein Genie ist genug

Das Erinnerungsbuch an den Bruder, die nachgelassenen Entwürfe zu einem nie vollendeten zweiten Werk über ihn, dem sie den Titel «Frühlingsbriefe» geben wollte, beweisen Betsy Meyers hohe künstlerische Begabung. Doch wenn man sie, die überdies gern malte und zeichnete und in jungen Jahren den Unterricht des bekannten, ihrer Familie befreundeten Innerschweizer Malers Paul von Deschwanden genossen hatte, zu Lebzeiten Conrads zu eigener schriftstellerischer Tätigkeit anregen wollte, wehrte sie ebenso bescheiden wie entschieden ab: *ein* dichterisches Genie sei genug für eine Familie. Ihre Genugtuung aber blieb es, der «Sekretär» des Bruders zu sein.

Auch nachdem Conrad Ferdinand Meyer sich verheiratet hatte und «mit Weib und Kind an seinem eigenen Herd» lebte, blieb Betsy seinem Schaffen eng verbunden. Zwar erfüllte sie nun ihre seit den Jugendjahren gehegte Absicht, sich der Betreuung seelisch kranker Menschen zu widmen, indem sie als Mitarbeiterin Samuel Zellers an dessen Gebetsheilanstalt für gemütskranke Frauen in Männedorf am Zürichsee wirkte, in deren Nähe sie sich ein eigenes Heim im Haus zum «Felsenhof» eingerichtet hatte. Von dort aber fuhr sie oft hinüber nach Kilchberg zum Bruder, der ihr nach wie vor seine Dichtungen zur Kontrolle und zu Ratschlägen übergab; auch las sie stets die Korrekturen der zum Druck gelangenden Bücher und führte eine eifrige Korrespondenz mit dem Verleger. Bis dann die Arbeit am letzten grossen Werk Conrad Ferdinand Meyers, der «Angela Borgia», Bruder und Schwester noch einmal vor dem schweren Alterszusammenbruch des Dichters in der alten beglückenden Zusammenarbeit ihrer gemeinsamen Jahre vereinigte.

Nur Du weisst Bescheid

Nach der Erkrankung C. F. Meyers und seiner Unterbringung in der Heilanstalt Königsfelden zog Betsy, um dem Leidenden räumlich näher zu sein, in den Aargau. In Veltheim baute sie sich das «Chalet Rischmatt», in dem sie fortan bis zu ihrem Tode lebte, dem Andenken und dem künstlerischen Vermächtnis des Bruders hingegeben, als dessen berufene Hüterin sie sich stets gefühlt hat. Noch zu Lebzeiten des Dichters war sie dem Verfasser der ersten grundlegenden C.-F.-Meyer-Biographie, Prof. Adolf Frey in Aarau, zur wertvollsten «Quelle» für sein Werk geworden. Sie hat freilich dem vortrefflichen Biographen, mit dem sie ebenso wie mit dessen Gattin Lina eine herzliche Freundschaft verband, seine Arbeit durch ihre schwesterliche Aengstlichkeit vor der Preisgabe allzu persönlicher Dinge keineswegs leicht gemacht. Ueberhaupt nahm mit zunehmenden Jahren ihre Furcht, es könnten die Literaturforscher durch Indiskretionen und falsche Deutungen dem Andenken des Bruders schaden, fast krankhafte Formen an. Wie Elisabeth Förster-Nietzsche, so wollte auch Betsy Meyer keine Deutung der Persönlichkeit des Dichters anerkennen, die nicht ihrem übersensiblen schwesterlichen Pietätsempfinden entsprach, doch ähnelte sie dabei in der Vornehmheit ihrer Haltung und ihres Charakters in keiner Weise der allzu geschäftigen, aggressiven Schwester des grossen deutschen Denkers.

«Nur Du weisst noch Bescheid von allen Augenblicken meines Lebens», hat C. F. Meyer in einem seiner schönsten Gedichte, «Ohne Datum», der Schwester dankbar bezeugt. Und in der ersten Fassung eines anderen Gedichtes fand er kein zutreffenderes Wort als «die Gefährtin», das er erst in einer späteren Auflage seiner Gedichte durch die sachlichere Bezeichnung «meine Schwester» ersetzte.

Es war am Comer- oder Langensee,
Auf lichter Tiefe trug das Boot mich hin
Entgegen meinem ewgen stillen Schnee
Mit einer andern lieben Pilgerin. —
Rasch zog mir die Gefährtin aus dem Haar,
Dem braungelockten, eins, das silbern war,
Und es betrachtend, seufzt' ich leis und sann:
«Du bist ein Pilgerim und Wandersmann.»

Die «andere liebe Pilgerin», die am 22. April 1912 ihren Erdenlauf vollendete, wird in der Erinnerung der Nachwelt dem Andenken an den «Pilgerim und Wandersmann Conrad Ferdinand Meyer verbunden bleiben, solange von dessen Dichtungen der lebendige Atem grosser Kunst ausgeht. *Maria Nils*

Im Rampenlicht

Dean Jagger als «Petrus»

(jgp) Der bekannte amerikanische Charakterschauspieler Dean Jagger («Oscar»-Preisträger 1949 für «Twelfe O'Clock High») begann Anfang der zwanziger Jahre seine später so bemerkenswerte schauspielerische Karriere nur deswegen, weil er entdeckt hatte, dass er eine ganze Menge Geld verdienen konnte, wenn er sich Abend für Abend auf einer Chicagoer Bühne von «Eva» den bewussten Apfel überreichen liess. Als «Adam» in historisch fast echtem «Kostüm». Jetzt, rund 40 Jahre später, übertrug ihm Dino de Laurentiis, der gegenwärtig für die Columbia den 45-Millionen-Franken-Film «Barabbas» produziert, die Rolle des Apostels Petrus. Nun überlegt er, ob er nach «Barabbas» nicht ganz mit der Filmerei aufhören soll, denn grössere Rollengegensätze als «Adam» und «Petrus» gibt es seiner Meinung nach nicht.

Nachteile der Zivilisation

(jgp) Eine wichtige Szene des neuen Roberto-Rossellini-Filmes «Vanina Vanini» — man wird in Zukunft immer das «Roberto» betonen müssen, da sein Sohn Renzo nach glücklich bestandenem Filmdebut alles daran setzen will, den Namen «Renzo» Rossellini ebenfalls als Regisseur berühmt zu machen — spielt auf der römischen Piazza del Popolo. Allerdings im Jahre 1820. Da der Platz in seiner Gesamtheit sich aber seit diesen Tagen baulich nicht verändert hat, wollte Roberto Rossellini die Aufnahmen an Ort und Stelle drehen. Resignierend musste er feststellen, dass dieses Vorhaben nicht durchzuführen ist, weil das Verdecken und Abmontieren der Errungenschaften unserer heutigen Zivilisation mehr Geld gekostet hätte, als für den ganzen Film veranschlagt worden war. Jetzt wurde die ganze Piazza del Popolo in der römischen Cinecittà, in der die Atelierszenen von «Vanina Vanini» entstehen, originaltreu à la 1820 neu aufgebaut.

Wir trauern um ...

Frau Johanna Baumgartner-Räz †

Anfang und Ende von Heinrich Pestalozzis Leben sind eng mit dem «Neuhof» in Birr verbunden. Anfangs 1909 wurde das verwahrloste Gut angekauft und eine eidgenössische Stiftung unter dem Namen «Schweizerisches Pestalozziheim Neuhof» errichtet. Heute gehört der «Neuhof» dem Schweizervolk, hat doch eine Sammlung unter der Schuljugend den grössten Teil des Grundkapitals erbracht. Zweck der Stiftung war die Gründung einer landwirtschaftlich-gewerblichen Kolonie für gesunde Knaben im Alter von 14—18 Jahren, für die sich besondere Erziehungsmassnahmen als notwendig erwiesen.

Wie gut beraten war die Aufsichtskommission, als sie unter den 16 Bewerbern ausgerechnet die Jüngsten, nämlich das Lehrerehepaar Herr und Frau Baumgartner-Räz auswählte. Die Ehegatten hatten sich an der Knaben-Taubstummenanstalt in Münchenbuchsee kennengelernt und 1911 geheiratet, wobei sie an der Schule in Zollikofen unterrichteten. Mit ihrem ersten Sohne zogen sie 1913 auf den total verwahrlosten Neuhof. Am 12. Januar 1914, einem rauhen, grimmigkalten Wintertag, da an den Strohdächern zu Birr und Lupfig meterlange Eiszapfen hingen, wurde das Heim mit einem Zögling, einem Tessiner, eröffnet. Ueber 38 Jahre hat Johanna Baumgartner-Räz an der Stelle ihres Gatten gewirkt und ihr Bestes für die Jünglinge getan. Kaum war das Heim richtig in Gang, brach der erste Weltkrieg aus und der Hausvater musste an die Grenze ziehen. Freunde sprangen ein und unterstützten die tapfere Hausmutter. Pfingstmontag 1919 brannte die stattliche Scheune bis auf den Grund nieder. In allen Nöten behielt Johanna Baumgartner den Kopf oben, und ihre Frohnatur liess sie, wie im Elternhaus, auch in ihrer schweren Arbeit zum Sonnenschein werden.

Der plötzliche Tod ihres Gatten, wenige Stunden nachdem er die Schlüssel des Neuhof dem jüngsten Sohne übergeben hatte, machte die Pläne für ein sonniges Alter zunichte, und Frau Baumgartner musste allein das so liebevoll ausgedachte, neu erbaute Heim in der Adelmatt beziehen. Trotzdem sie nicht mehr im Neuhof selber wirken konnte, ruhten ihre Hände nicht. Einmal trafen wir sie mit einem ganzen Tisch voll Socken, die der flickenden Hand bedurften. So blieb sie auch weiter mit dem Neuhof verbunden. Eine schwere Erkrankung erforderte 1960 eine Operation. Vergangenen Herbst durften wir sie noch einmal in der Adelmatt besuchen. Trotzdem ihre Leidenszeit bereits begonnen hatte, hörte man keine Klage von ihr, im Gegenteil, sie war dankbar für die Liebe ihrer Hausgenossen und freute sich an der Liebe ihrer Kinder und Grosskinder. Und nun ist sie nach schwerem Leiden heimgerufen worden und ruht an der Seite ihres Gatten. Eine Hausgenossin schrieb mir nach ihrem Tode: «Wollte ich alles schreiben, was mir diese Frau bedeutete und welch wunderbarer Mensch sie war, ich würde nicht fertig!»

Mit Johanna Baumgartner-Räz ist ein demütiger, grosser Mensch dahingegangen, dessen hervorstechendste Eigenschaft die grosse Mütterlichkeit war. Der Wunsch der Stiftungsbehörden, dass auf dem Neuhof Pestalozzis Geist und Arbeit wieder aufleben möchten, ist in schönster Weise in Erfüllung gegangen dank auch der Hingabe der unvergesslichen Hausmutter Johanna Baumgartner-Räz. W.-S.

Emilie Widmer-Beyer

Es war einer jener in diesem Jahr so häufigen unberechenbaren Vorfrühlingstage, als Emilie Widmer-Beyer, Präsidentin der Schweizerischen Frauenkommission des Landesrings und langjähriges tätiges Mitglied der Schulpflege Zürich, ihren letzten Gang antrat, begleitet von einer grossen Trauergemeinde.

Ihr Staatsbürgertum dokumentierte sie auch als aktives Mitglied des Landesrings der Unabhängigen, wo sie zunächst die städtische und ab 1955 die schweizerische Frauenkommission präsidierte. Als Vertreterin des Landesrings arbeitete sie in den Spezial- und Studienkommissionen der Zürcher Frauenzentrale als geschätztes Mitglied mit, besonders interessiert immer dann, wenn es um Schulfragen ging.

Mit vollem Einsatz wirkte sie überall da, wo es galt, die Mitspracherechte der Frau in öffentlichen Belangen zu erkämpfen. *Hilde Custer-Oczeret*

Edith Guisan

Der Schweizerische Verband diplomierter Krankenschwestern und Krankenpfleger (SVDK) trauert um seine Präsidentin. Mit Mademoiselle Guisan ist eine der führenden Gestalten des Verbandes hinweggegangen. Seit seiner Gründung im Jahre 1944 war sie Mitglied des SVDK und wurde bereits 1946 als Vertreterin des Krankenpflegeverbandes Genf in den Zentralvorstand gewählt.

Mit ihrer geraden und gütigen Art verstand sie es, Schwierigkeiten zu schlichten und gemeinsame Berührungspunkte herauszufinden. Als Präsidentin pflegte sie gute Beziehungen mit andern Organisationen, immer bereit, neue Fäden anzuknüpfen und Kontakte herzustellen. So liess sie es sich nicht nehmen, letzten Frühling trotz besorgniserregendem Gesundheitszustand die Reise um die Welt zu unternehmen, um dem Weltkongress des International Council of Nurses in Australien beizuwohnen. G. K.

Kurznachrichten

Polizistinnen in Schaffhausen

ag Vom 16. April an versehen in Schaffhausen erstmals drei Polizistinnen Dienst in den Strassen der Stadt. Sie haben die Aufgabe, bei der Kontrolle des ruhenden Verkehrs behilflich zu sein, insbesondere über die Einhaltung der Vorschriften innerhalb der Blauen Zone. Die Polizistinnen tragen eine swissairblaue Uniform wie ihre männlichen Kollegen.

Schweizer Künstler im Ausland

E. G. Die Schaffhauser Pianistin Rita Wolfensberger gab am Freitag im «Circolo Svizzero» in Rom einen Klavierabend. Zusammen mit dem aus Winterthur gebürtigen Flötisten Klemm und der Geigerin Cervera trat die Pianistin ferner in einem von der italienischen Rundspruchgesellschaft «RAI» veranstalteten Konzert auf.

Ehrungen

ag Am 2. Internationalen Journalistenwettbewerb «Riviera de la Spezia» erhielten zwei Schweizer Teilnehmer Preise, nämlich Maria Dutli-Rutishauser einen ersten Preis von einer halben Million Lire für ihren Artikel «Noch gibt es das Paradies» in den «Schaffhauser Nachrichten» vom 12. August 1961 und Prof. Dr. Hans Keller eine goldene Medaille für seinen Artikel «Cinque Terre» in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 4. Dezember 1961.

Sonderseite «Schweizer Frauenblatt»

Freitag, 27. April 1962 Nr. 9/216

Frauenstimmrecht

Verantwortliche Redaktion dieser Seite: Vereinigung für Frauenstimmrecht Basel und Umgebung. Zuschriften an: Frau A. Villard-Traber, Socinstrasse 43, Basel

Wer durch Männer und Frauen gewählt ist, tritt auch für die Frauen ein

Wir haben jetzt Ständeräte, die durch Frauen und Männer gewählt worden sind: nämlich die beiden Waadtländer Fauquex und Despland. In der Frühjahrssession hat sich deutlich gezeigt, dass solche Männer sich bewusst sind, dass sie sowohl die Interessen der Männer als der Frauen zu vertreten haben. Es ging um die Prämien bei der Kranken- und Unfallversicherung. Im Revisionstext gibt es in Art. 6bis, Absatz 2 den Satz, es dürften die Beiträge, die Frauen zu leisten hätten, diejenigen für die Männer um höchstens 25 Prozent übersteigen. Ständerat Despland nun beantragte, diesen Satz überhaupt zu streichen. Es handle sich bei der Krankenversicherung um ein Solidaritätswerk, das keine derartige ungerechte Mehrbelastung der Frauen vertrage. Ständerat Despland drang allerdings nicht durch mit seinem Antrag. Bundesrat Tschudi, der zwar (laut Zeitungsmeldung) «im Grundsatz diesen Antrag durchaus begrüssenswert fand», wies aber darauf hin, wie sehr bei der Anwendung dieses Grundsatzes die Bundesfinanzen belastet würden. Mit 21 gegen 7 Stimmen wurde daraufhin der Antrag verworfen.

Die Gründe der Frauenverbände gegen ungleiche Prämien in der Krankenversicherung

In verschiedenen Eingaben hat sowohl der Schweizerische Verband für Frauenstimmrecht als auch die Arbeitsgemeinschaft der Schweizerischen Frauenverbände gegen diese ungleichen Prämien Stellung genommen. Hier noch einmal zusammengefasst die Begründung des Schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht:

«Es würde dadurch eine besonders stossende Ungleichheit der Bürger vor dem Gesetz festgelegt. Diese ungleiche Behandlung der Kassenmitglieder widerspricht auch dem Grundsatz der Solidarität im Versicherungswesen, wo das Risiko des einen durch die Gesamtheit der Versicherten zu decken ist. Bei einer Sozialversicherung, die teilweise mit staatlichen Mitteln finanziert wird, wirkt diese Ungleichheit um so befremdender.

Was die Taggeldversicherung anbetrifft, so hängt die Höhe der Mitgliederbeiträge in erster Linie von der durchschnittlichen Zahl der Krankentage ab. Der Bundesrat stellt in seiner Botschaft zu dieser Vorlage selber fest, dass diese Durchschnittszahl seit Jahren im Landesmittel praktisch unverändert geblieben und für Männer und Frauen gleich hoch ist, wenn man von den Wochenbettfällen absieht. Die durch die Leistungen für Mutterschaft entstehende Differenz könne aber ohne weiteres im Rahmen der vorgesehenen Differenzierung der Mitgliederbeiträge nach dem Geschlecht ausgeglichen werden. Der Gesetzesentwurf überbindet demnach in der Taggeldversicherung die Kosten der Mutterschaft allein den Frauen, eine schwerwiegende Ungerechtigkeit, insbesondere auch den alleinstehenden kinderlosen Frauen gegenüber.

Bei anderen Versicherungsarten, wie der Motorfahrzeug-Haftpflichtversicherung, der Unfallversicherung und der Lebensversicherung werden für Männer und Frauen gleiche Prämien erhoben, obwohl dort in vielen Fällen die Männer das grössere Risiko bedeuten. Nachdem die Schweiz den Grundsatz gleicher Entlöhnung für Mann und Frau bei gleicher oder gleichwertiger Arbeit noch nicht anerkannt hat, wirkt die grössere Belastung der Frauen in der Krankenversicherung um so schwerer.

Der Schweizerische Verband für Frauenstimmrecht stellt die nachdrückliche Forderung, dass durch die Vorschrift gleicher Mitgliederbeiträge für Männer und Frauen der Grundsatz der Solidarität unter den Geschlechtern im Sektor der Krankenversicherung respektiert werde.»

Zum Nachdenken

«Betrachtet man das Abstimmungsergebnis über das Atomwaffenverbot vom 1. April auf der Karte mit demjenigen vom 1. Februar 1959, als es um die Frage der Einführung des Frauenstimmrechts ging, so frappiert das sehr, sehr ähnliche Bild: Im Südwesten ein geschlossener Fleck, der sich vom übrigen Teil der Schweiz abhebt. Genf, die Waadt, Neuenburg und der Berner Jura hatten seinerzeit ja gesagt; in den angrenzenden Kantonen herrschte das Nein vor, erst noch zögernd, wie übrigens auch im Tessin, dann immer entschiedener, bis zu den erdrückenden negativen Mehrheiten der Ur- und der Ostschweiz.

Grosso modo dasselbe Bild am vergangenen Wochenende, die Unterschiede sind bloss gradueller Natur, das Ja im Welschland ist massiver, weit massiver ausgefallen als vor drei Jahren, das Nein der deutschen Schweiz schwächer. «National-Zeitung», 3. April 1962.

*

«Die konfessionellen Parteien gewinnen durch das Frauenstimmrecht», konnte man nach den Bürgerratswahlen in Basel lesen und hören, weil in Basel die Evangelischen Wähler und die Katholiken Sitze im Bürgerrat gewonnen hatten bei der erstmaligen Teilnahme der Frauen an den Wahlen. Ebenso erklärte man die Gewinne der Liberalen in der Waadt, da bei den Liberalen religiöse Kreise Einfluss hätten, die nun durch das Frauenstimmrecht verstärkt würden. — Bei den Gemeinderatswahlen der Stadt Zürich im März haben die Evangelische Volkspartei 4 Sitze (jetzt 8, früher 4) und die Christlichsoziale Partei 2 Sitze (jetzt 19, früher 17) gewonnen. Und das ohne Frauenstimmrecht!

*

«Kein Ausschluss einzelner Gruppen der Bürgerschaft», hiess ein Titel in einer Basler Zeitung im März. Hoffnungsfreudig stürzte sich die Frauenrechtlerin auf den entsprechenden Artikel, in der Meinung, hier würde endlich einmal von Männerseite angeprangert, dass die Frauen politisch noch immer ausgeschlossen sind. Doch es ging nicht um die Frauen, sondern um die Staatsangestellten (die männlichen nur). Der Regierungsrat von Basel-Stadt hat nämlich Stellung genommen zu zwei Verfassungsinitiativen der «Aktion Junges Basel», die einmal die Amtsdauer der Mitglieder des Grossen Rates beschränken, zum andern einzelne Beamte- und Richterkategorien überhaupt aus dem Grossen Rat ausschliessen möchte. Der Regierungsrat sagt zu beiden Initiativen nein. Zur zweiten «weil das Parlament die Volksvertretung im weitesten Sinne ist, soll das ganze Volk daran Anteil haben können». Dass dazu aber auch die Frauen gehörten, kommt weder dem Regierungsrat in den Sinn, noch war es seinerzeit der «Aktion Junges Basel» in den Sinn gekommen.

A. V.-T.

Chronik des Frauenstimmrechts vom 18. März bis 15. April

Aargau

Anfang April wählten die reformierten Frauen von Aarau zum erstenmal die Synode und die Kirchenpflege mit.

Vollpfarramt für St.-Galler Theologinnen

Im März hat die Bürgerversammlung der Evangelischen Kirchgemeinde Rapperswil-Jona einer Resolution zugestimmt, die die Bestrebungen der örtlichen Kirchenvorsteherschaft zur Schaffung der gesetzlichen Möglichkeiten für das weibliche Vollpfarramt in der Evangelischen Landeskirche des Kantons St. Gallen unterstützen und nachdrücklich unterstreichen wollte. In Rapperswil ist seit 15 Jahren eine Theologin erfolgreich im Hilfspfarramt tätig. Der Kirchenrat der Evangelischen St.-Galler Landeskirche hat die Frage zwei Kommissionen, bestehend aus Theologen und Juristen, zur Bearbeitung unterbreitet, damit er der Kirchensynode abschliessenden Antrag stellen kann.

Waadt

Am 27. März fand in der Lausanner Kathedrale die Eidesleistung des neugewählten Grossen Rates des Kantons Waadt statt. Selbstverständlich wurden auch die 13 Kantonsrätinnen vereidigt.

In der nachfolgenden Sitzung wurde das Büro des Grossen Rates bestellt sowie die Mitglieder der verschiedenen grossrätlichen Kommissionen gewählt. In die Verwaltungskommission (commission annuelle de gestion) wurde Frau Erika Carrard, in die Begnadigungskommission Frau Blanche Merz gewählt.

Ständerat gegen die Interessen der Frauen

Am 2. März wurde im Ständerat der Antrag Despland, es möchte im Revisionstext der Kranken- und Unfallversicherung der Satz, die Beiträge der Frauen dürften diejenigen der Männer höchstens um 25 Prozent übersteigen, gestrichen werden, mit 21 gegen 7 Stimmen abgelehnt.

... und dafür:

Einmal hat der Ständerat nun doch den Interessen der Frauen sich willig gezeigt: in der Frage der Zustimmung beider Ehegatten zu einem Abzahlungsvertrag. Allerdings hat der Ständerat noch in der Dezembersession mehrheitlich gefunden, es genüge die Unterschrift des Mannes bei Abzahlungsverträgen. Im Gegensatz zum Nationalrat, der für die Gültigkeit eines Abzahlungsvertrages die Unterschrift beider Ehegatten forderte. Der Bund Schweizerischer Frauenvereine richtete eine Eingabe an den Nationalrat, an der so wichtigen Klausel (Zustimmung beider Ehegatten) festzuhalten. — Nun haben sowohl National- als auch Ständerat der Bestimmung in einem etwas abgeänderten Wortlaut definitiv zugestimmt. Der Beschluss betrifft Käufe, welche Fr. 1000 übersteigen.

Die UN und die Frauenrechte

Ag. (Reuter) Acht Staaten, darunter Grossbritannien, die Vereinigten Staaten, Australien und Japan, forderten Ende März die Kommission für Frauenrechte bei den Vereinigten Nationen auf, dahin zu wirken, dass den Frauen in allen Ländern die politischen Rechte gewährt werden.

Neue Rechte für die Frauen Pakistans

Die neuen Ehegesetze Pakistans, die im Laufe des Jahres 1961 in Kraft getreten sind, bedeuten einen wesentlichen Fortschritt auf dem Wege zur Gleichberechtigung der Frau in Pakistan. Sie gehen auf die Empfehlungen einer 1955 gebildeten Kommission zurück, die sich mit der praktischen Situation der pakistanischen Frauen befassen und gleichzeitig eine liberale Auslegung der Lehren des Korans zur Grundlage ihres Gutachtens machen sollte.

Nach mohammedanischem Recht ist die Eheschliessung ein zivilrechtlicher Vertrag. Theoretisch waren den Frauen seit jeher bestimmte Rechte zugesichert. Zum Beispiel hatte die Ehefrau das Recht, sich scheiden zu lassen, ihre Ehe wegen Grausamkeit oder Unverträglichkeit für nichtig erklären zu lassen, gegen ihren Mann zu prozessieren, wenn er eine zweite Frau heiratete, und Eigentum zu erben, das juristisch in ihren Besitz überging. Tatsächlich jedoch sind die Frauen in Pakistan jahrhundertelang nicht in den Genuss dieser Rechte gekommen. Das Rechtssystem war starr und veraltet, und die Frauen hatten es längst aufgegeben, bei den Gerichten Schutz zu suchen. Die neuen Gesetze gewähren ihnen nun nicht nur neue Rechte, sondern setzen auch den Geist des Korans in eine wirksame Gesetzgebung um. Die Hauptpunkte der neuen Bestimmungen betreffen die Vielweiberei, die staatliche Registrierung von Eheschliessungen, die Scheidung, die Unterhaltsansprüche der Frauen und das Erbschaftsrecht.

In Zukunft werden auch Frauen als Mitglieder in die gesetzgebende Versammlung Pakistans gewählt werden können, wie kürzlich General Mohammed Ayub Khan, der Präsident von Pakistan, anlässlich der Eröffnung einer Konferenz in Karachi über die Rolle der Frau im nationalen Wirtschaftsgeschehen mitgeteilt hat. «Unesco Kurier», März 1962

Wird Baselland Verständnis für die verheirateten Lehrerinnen aufbringen?

Ueberall ist Lehrermangel. Jeder Kanton ist froh, wenn verheiratete Lehrerinnen sich der Schule wieder zur Verfügung stellen. Trotzdem gibt es noch immer Kantone, in denen verheiratete Lehrerinnen nicht gewählt werden können. Zu ihnen gehört Baselland. Zwar wird jetzt im Landrat eine Revision des Schulgesetzes durchberaten, wonach eine verheiratete Lehrerin dann gewählt werden könnte, wenn sie für den Lebensunterhalt ihrer Familie aufkommen muss. Gegen diese einschränkende Bestimmung hat sich ein Freisinniger gewehrt. Das Problem soll nun nochmals von der vorberatenden Kommission studiert werden, ehe der Landrat endgültig darüber beschliesst. Wir fragen: Warum soll eine verheiratete Lehrerin ohne weiteres das ganze Jahr über als Stellvertreterin in die Lücke springen (auch in Baselland übernehmen verheiratete Lehrerinnen immer wieder Stellvertretungen), warum aber soll diese selbe Lehrerin nicht gewählt werden können? Hätte nicht auch der Kanton Baselland Grund, seine verheirateten Lehrerinnen zu ermutigen, wieder in den Schuldienst zu treten, indem er sie in seinem revidierten Schulgesetz den Kollegen und ledigen Kolleginnen gleichstellt? Im Kanton Neuenburg haben Männer und Frauen in einer Volksabstimmung im März dieser Gleichstellung der verheirateten Lehrerinnen zugestimmt. Am 16. April hat es der Landrat mit knappem Mehr abgelehnt, die verheiratete Lehrerin ohne Einschränkung zum vollen Lehramt zuzulassen!

vt.

Polizistinnen in Zürich und in Genf?

In Zürich werden diesen Sommer sicher 24 Frauen als Verkehrspolizistinnen amten. Da auch in Genf bei den Polizisten Mangel an Nachwuchs herrscht, prüft das Genfer Justiz- und Polizeidepartement zur Zeit, ob nicht Frauen als Polizistinnen angestellt werden könnten. Dem Grossen Rat soll bald ein entsprechender Gesetzesentwurf unterbreitet werden.

Die Basler sind grosszügiger den Frauen gegenüber als die Zürcher

Schon im Januar dieses Jahres hat der Grosse Rat von Basel einige Steuererleichterungen beschlossen. Eine davon betrifft die berufstätige Ehefrau (vergl. Frauenstimmrechtsseite vom 30. März): Verdient sie mit ihrem Mann zusammen bis zu 10 000 Fr. jährlich, so darf sie 1200 Fr. von ihrem Einkommen als steuerfrei abziehen. Beträgt das gemeinsame Einkommen zwischen 10 000 und 13 000 Fr., so ist der Freibetrag Fr. 1000.—. Bei einem Einkommen über 16 000 Fr. bis 19 000 Fr. beträgt er Fr. 900.— und schliesslich bei gemeinsamem Einkommen über 19 000 Fr. noch Fr. 800.—. Auch die Gemeinde Riehen (Kt. Basel-Stadt) hat diese selben Steuererleichterungen für berufstätige Ehefrauen beschlossen.

Jetzt im April ist der Zürcher Kantonsrat daran, eine Teilrevision des Steuergesetzes durchzuberaten. Trotzdem Anträge vorlagen, die steuerfreie Beträge für berufstätige Ehefrauen von Fr. 1200.— (wie in Basel) verlangten, hat schliesslich der Kantonsrat nur einem Freibetrag von Fr. 600.— zugestimmt, und zwar gleichgültig ob es sich um bescheidene gemeinsame Einkommen bis zu 10 000 Fr. handelt oder grössere. Während die zürcherische Teilrevision noch vor die Männerabstimmung kommen muss, ist der Beschluss des Basler Grossen Rates bereits rechtskräftig, und in den Steuererklärungen, die dieses Frühjahr ausgefüllt werden mussten, konnten die berufstätigen Ehefrauen den steuerfreien Betrag bereits abziehen.

F. S.

Zum vollen Verständnis nachstehenden Gedichtleins (in seinem letzten Reimwort versteckt sich der Name einer aargauischen Frauenrechtlerin) muss man wissen, dass die Aarauer Männer gezwungen waren, am Urnengang teilzunehmen, da gleichzeitig mit den kirchlichen Wahlen (hier wurde der Stimmzwang im Frühjahr 1961 abgeschafft) für die Männer auch eine kantonale und eine eidgenössische Vorlage zur Abstimmung kamen. Wer aber an kantonalen oder eidgenössischen Abstimmungen und Wahlen nicht teilnimmt, wird im Kanton Aargau gebüsst.

De Stimmtag

D'Chilepfleg, d'Synode wähle,
das möcht i doch nid verfehle!
Aber wo-n-i stimme sett,
leit en Grippe mich is Bett.
So en Zuestand ischt en schlimme:
s'erschte Mol, wo-n-i chönnti stimme
wird-i unerwartet chrank!
Doch i finde glich de Rank
und sälbander mit der Grippe,
sturmem Chopf und gschwollner Lippe,
warmem Mantel, dickem Schal
ziehn-i gäge s'Stimmlokal,
wo en flotte Stadtrot wachet
bi der Urne und er lachet
wäg Eim, wo mit gschwollnem Fuess
jommeret, wil er stimme muess.
Schnell ha-n-i no vor ihm gstumme
und denn ischt-mer als verschwumme:
Stadtrot, Urne und de Tisch
träihe sich und gähnd es Gmisch.
Alls goht zringletum, oh heie,
und i flüchte mi is Freie,
laufe denn mit weiche Chneu
und der Grippe wieder hei.
Ziemli nass bin-i vom Schwitze. —
Dass eim s'Stimme cha erhitze
und verhüdere ebeso
ischt bedütigsvoll, hejo.

Wache Aargauerinnen

Erster Wahlgang der reformierten Frauen

Am 30./31. März und 1. April konnten die reformierten Frauen von Aarau erstmals an die Urne gehen. Sie hatten die Mitglieder der Synode und die Kirchenpflege zu wählen. Von 4092 stimmberechtigten Frauen gingen ohne Stimmzwang (der wurde in kirchlichen Angelegenheiten vor einem Jahr aufgehoben) 1463 zur Urne. Mit Stimmzwang (da gleichzeitig kantonale und eidgenössische Abstimmungen stattfanden) begaben sich von 3156 stimmberechtigten Männern deren 2477 in die Wahllokale.

Frauen in der Schulpflege

Die aargauische Frauenzentrale hat sich um die Erhöhung der Zahl der Schulpflegerinnen bemüht, die nun in 99 Gemeinden 133 beträgt. Die von der Zentrale veranstalteten Kurse zur Einführung in das Amt werden stark besucht. (BSF)

Neues aus der Sektion Aargau des Schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht

Die Generalversammlung vom 10. März 1962 in Aarau erhöhte die Zahl der Vorstandsmitglieder von 5 auf 7. Es sind 16 Neueintritte zu melden (4 davon an der Generalversammlung), so dass die Sektion nun 72 Mitglieder zählt. Das Programm für 1962 sieht eine Rathausbesichtigung vor sowie eine Orientierung über die Arbeit des Grossen Rates und einen Vortrag über das Erbrecht. Präsidentin ist weiterhin Dora Joho, Bachmattweg 1, Aarau.

«Gleiche Rechte für Mann und Frau, denn Gerechtigkeit erhöht ein Volk»

Briefverschlussmarken mit diesem Satz sind nun in einem Neudruck wieder erhältlich bei Dora Fröhlich, Stritengässli 39, Aarau. Farben: Rosa oder Grün. Preise: 100 Stück Fr. 1.10, 500 Stück Fr. 4.80, 1000 Stück Fr. 8.50. Es vereinfacht Fräulein Fröhlich die Arbeit, wenn Sie Ihre Bestellungen grad durch Einzahlen des betreffenden Betrages auf ihr Postcheckkonto aufgeben: Aarau VI 1825.

Wissenschafterinnen

Professorin für Experimentalphysik in Zürich

Der Regierungsrat hat Privatdozent Dr. Verena Meyer zur ausserordentlichen Professorin für Experimentalphysik gewählt.

Erstes weibliches Mitglied der Französischen Akademie der Wissenschaften

Marguerite Perey, Leiterin der Chemie-Abteilung des Zentrums für Atomforschung in Strassburg, die Entdeckerin des Elementes Francium, die mit ihren Forschungen einen wichtigen Beitrag zur Bekämpfung des Krebses geleistet hat, ist als erstes weibliches Mitglied in die Französische Akademie der Wissenschaften aufgenommen worden.

Mädchenbildung

Werden die Walliser Mädchen die Sekundarschule besuchen dürfen?

Der Staatsrat (Regierungsrat) des Kanton Wallis legt dem Grossen Rat einen Entwurf für eine Schulreform vor. Eine der bedeutendsten Neuerungen darin besteht im Ausbau der Sekundarschulen, die auch den Mädchen offenstehen sollen, was bisher nur in Ausnahmefällen möglich war. Wenn das Gesetz einmal durchberaten sein wird vom Grossen Rat, muss es vor die Volksabstimmung. Im Februar hat der Grosse Rat dem Gesetz zugestimmt.

Gemeinsames kantonal-städtisches Mädchengymnasium in Luzern?

Nachdem die Regierung vor Jahresfrist entschieden hat, dass die Mädchen nicht erst vom Lyzeum an die Kantonsschule, sondern schon die unteren Klassen des Gymnasiums besuchen dürften, die Stadt Luzern aber schon seit etwa 40 Jahren ein eigenes Mädchengymnasium führt, ist hinsichtlich der höheren Mädchenschulbildung eine Doppelspurigkeit entstanden. Um diese zu beseitigen schlägt der Regierungsrat vor, ein gemeinsames kantonal-städtisches Mädchengymnasium, unter Umständen auch eine Realschule mit eigener Rechtspersönlichkeit, zu gründen. An diese Schule würde der Kanton zwei Drittel der Kosten beitragen, aber auch ein entsprechendes Mass von Zuständigkeit und Verantwortung beanspruchen. Er lädt den Stadtrat ein, auf dieser Grundlage Verhandlungen über die Gründung eines gemeinsamen Mädchengymnasiums zu führen.

Zunahme der Zahl der Medizinstudentinnen

Im Wintersemester 1960/61 waren gesamthaft 3117 Medizinstudenten, wovon 1912 Schweizer und 1205 Ausländer an den sechs schweizerischen Universitäten mit medizinischer Fakultät immatrikuliert. — Auffallend ist die Zunahme bei den Studentinnen, deren Anteil an der Gesamtzahl der Medizinstudierenden heute bei den Schweizer Studenten 16,3 Prozent ausmacht gegenüber 11,7 Prozent noch im Wintersemester 1955/56. Von allen ausländischen Medizinstudenten waren im Wintersemester 1960/61 13,2 Prozent (7,1 Prozent) weiblichen Geschlechtes.

Viele Mädchen im basellandschaftlichen Jugendparlament

Vergangenen Herbst hat sich in Baselland ein Jugendparlament gebildet, dem erfreulich viele Mädchen angehören, z. T. als Mitglieder, z. T. als Interessentinnen.

Marie-Louise-Blösch-Strasse in Biel

Den Bemühungen der welschen und deutschschweizerischen Sektionen des Schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht von Biel (welsche Präsidentin Henriette Gétaz, deutschschweizerische Präsidentin Frau Müller) ist es gelungen zu erreichen, dass eine Strasse in Biel nach einer Frau, Marie-Louise Blösch, genannt wird.

Marie-Louise Blösch, Tochter eines Bürgermeisters und Gattin eines Arztes, wurde im Jahre 1782 geboren. Sie zeichnete sich aus bei der Pflege von Zivilisten und Soldaten während der Typhusepidemie, die anlässlich der Besetzung Biels durch die napoleonischen Truppen wütete. Mehr als 200 Soldaten und 127 Zivilisten verloren damals ihr Leben. Unter den Opfern befand sich auch Dr. Blösch. Die Geehrte starb im Alter von 81 Jahren.

«Gegen die Einsamkeit gibt es keine Pillen. Sie lässt sich durch keinerlei Zauberformeln verscheuchen. Sie ist ein menschlicher Zustand, dem wir nicht entrinnen können. Wenn wir versuchen, vor ihr zurückzuweichen, enden wir in einer noch dunkleren Hölle — in uns selbst. Millionen Menschen befinden sich in ähnlicher Lage — wenn wir uns bemühen, uns diesen zu nähern, um sie und nicht uns zu trösten, dann hören wir schliesslich auf, einsam zu sein.» Diese Wahrheit gilt nicht nur für die Einsamkeit, sie gilt für jede Art von Unglücklich- und Unbefriedigtsein, für jedes Leiden an Menschen und am Leben. Wem sich die Fülle des Lebens in irgend einer Form versagt, wer an einer Leere und Aussichtslosigkeit des Lebens leidet, wer die blinden Stunden kennt, die fensterlosen, die geradewegs ins Nichts führen, ja, oder wer auch nur brachliegende Kräfte und Gefühle in sich trägt, die er verschenken möchte, der wende sich doch seinen Nächsten zu, den kranken und invaliden Brüdern und Schwestern, die vom tätigen Leben ausgeschlossen und die — erst sie — wirklich unglücklich sind. Die täglichen Unfälle auf unseren Strassen fordern nicht nur jedes Jahr so und so viele Tote, sie machen oft junge, blühende Menschen für ihr ganzes Leben invalid. Wer nimmt sich ihrer an? Die Familienangehörigen haben oft genug an ihrem eigenen Leben zu tragen. Daneben gibt es noch die vielen, die der harte Lebenskampf langsam zermürbt und mehr und mehr arbeitsunfähig macht, die Noch-nicht-Alten, die von den modernen Zivilisationsschäden behaftet und nicht mehr voll arbeitsfähig sind, und schliesslich die Alten, die das Leben in seinen Höhen und Tiefen kennenlernten und nun plötzlich einsam, vergessen und «überflüssig» geworden sind! Wie viel Leid, wie viel Bitterkeit überall... Solche Bitterkeit lindern möchte das Rote Kreuz mit seinem neuen Dienst der Rotkreuzhelfer und Rotkreuzhelferinnen. Deshalb sucht es immer wieder Menschen mit reichen Herzen, Frauen und Männer, die nicht nur für sich selber und den eng gezogenen Kreis der eigenen Familie leben wollen, sondern bereit sind, auch andere, fremde Menschen mit dem warmen Strom ihrer Menschlichkeit zu umgeben. *rs*

Helfen —

statt unglücklich sein!

Rotkreuzhelferinnen und -helfer

Von Käthe Naeff

Ein Versuch

Es ist für mich eine besondere Freude, über die Anfänge der Rotkreuzhelferinnen-Arbeit und deren Entwicklung — besonders in Zürich — zu berichten. Als wir Ende 1951 auf Anregung des damaligen Zentralsekretärs des Schweizerischen Roten Kreuzes in Anlehnung an ausländische Vorbilder (Vereinigte Staaten von Amerika, Grossbritannien, nordische Staaten) mit zwölf freiwilligen Mitarbeiterinnen in Zürich mit der Betreuung alter, invalider und chronischkranker Menschen zu Hause, in Heimen und Spitälern begannen, wussten wir nicht, ob diese Arbeit richtig sei und in unserem Land einer Notwendigkeit entspreche. Wir fragten uns damals, ob die Uebernahme kleinerer Hilfeleistungen durch Freiwillige nicht nur für Hilfsbedürftige amerikanischer Grosstädte, sondern auch in unserm ausgebauten Sozialstaat am Platze sei. Je mehr wir uns aber mit dieser neuen Aufgabe befassten, desto klarer erkannten wir, dass auch bei uns die zunehmende Ueberalterung der Bevölkerung und die damit wachsende Zahl von Chronischkranken, die weitgehende Arbeitsbelastung aller, der grosse Mangel an Pflege- und Heimpersonal, die immer stärkere Auflösung grösserer Familienverbände — um nur einige Gründe zu nennen — eine wachsende «Vereinzelung» und damit Vereinsamung gerade des kranken und alten Menschen bedingen. Alte und kranke Familienangehörige werden heute vermehrt in Heime und Spitäler eingewiesen oder leben einsam zu Hause. Damit fällt die natürliche Eingliederung in eine grössere Lebensgemeinschaft weg und damit auch weitgehend der Kontakt mit andern Menschen sowie die natürliche Uebernahme kleiner, ablenkender Arbeiten, die trotz Alter oder Behinderung noch hätten übernommen werden können. Und je überfüllter unsere Spitäler und Heime werden, je differenzierter die Pflege und Fürsorge wird, desto weniger können sich das Pflegepersonal, die Fürsorgestelle oder der Seelsorger neben der rein pflegerischen, fürsorgerischen oder seelsorgerischen Betreuung um diese Menschen kümmern, so gerne sie dies tun würden. Es bleiben die langen Stunden des Alleinseins, des Daliegens, des gezwungenen Untätigseins, das um so härter und bedrückender wird, je grösser der frühere Arbeitskreis, je arbeitsreicher das vergangene Leben war. Hier hat die Rotkreuzhelferin eine Lücke zu schliessen und eine, wenn auch kleine, so doch menschlich wesentliche Aufgabe zu erfüllen. Dass heute, nach zehn Jahren, allein in Zürich 250 Helferinnen und Helfer eine immer grössere Zahl von Patienten regelmässig betreuen, beweist, dass wir uns auf dem richtigen Wege befinden. Erfreulich ist es auch, dass fünfzehn weitere Rotkreuz-Sektionen dem Beispiel Zürichs gefolgt sind und zum Teil neue Wege der Hilfe gefunden haben.

Besuch in Spitälern

Waren es zuerst Patienten der Spitäler, die von unsern Helferinnen einmal wöchentlich besucht wurden — ich erinnere mich der jungen Mutter, die infolge eines Nervenleidens bei ihren Spaziergängen begleitet werden musste, oder an die fremde Arbeiterin, die darunter litt, dass sie als einzige am Besuchstag von keinem Menschen aufgesucht wurde — so zeigte sich bald, dass unsere Arbeit in den mit meist schwer Erkrankten überfüllten Spitälern begrenzt ist und unsere Hauptaufgabe beim alten, kranken und invaliden Menschen zu Hause sowie in den Pflege- und Altersheimen liegt (dazu kamen später die Chronischkranken-Abteilungen unserer Spitäler).

Nicht immer und nicht überall war die Rotkreuzhelferin zu Beginn gerne gesehen. Es galt, Misstrauen und Bedenken gegen die «helfesüchtigen Damen», begreifliche Aversionen des Pflege- und Heimpersonals gegen diese «outsider» zu zerstreuen. Beglückend ist es, dass heute unsere Rotkreuzhelferinnen und neuestens ja auch unsere Rotkreuzhelfer das notwendige Vertrauen gewonnen haben, dass sie zu einem «Begriff» geworden sind, dass man auf ihre Partei- und Selbstlosigkeit baut, wie jene Fürsorgerin, die für ihren Patienten «nur eine vollkommene neutrale Rotkreuzhelferin» suchte! Und so eng äusserlich der Arbeitskreis gezogen ist, so gross kann in Wirklichkeit die Spannweite ihrer Aufgaben werden.

Hilfeleistungen verschiedenster Art

Es wird nicht nur geplaudert, vorgelesen, spazierengegangen oder still zugehört — auch heute noch das grosse Geschenk der Helferin an ihren Patienten —, sondern es werden immer neue Hilfeleistungen verschiedenster Art übernommen, wie sie sich aus der momentanen Situation des Patienten ergeben: Schreiben einer Dissertation für einen erblindeten Theologiestudenten, Gemüseputzen für eine Patientin mit verkrüppelten Händen, Zubereitung einer täglichen Mahlzeit während der Erkrankung eines Schützlings, wochenlanges Suchen eines Zimmers für einen jungen Chronischkranken, Anleitung eines Patienten bei der Zubereitung guter Krankenkost. Uebernahme von Flickarbeiten, Erteilen von Sprach- und Schreibmaschinenkursen, Mithilfe bei der Steuererklärung und vieles anderes mehr. Das Vorlesen ist für einige Helferinnen zu einer wahren Vorlesekunst geworden. Eine Helferin hat die schwere Aufgabe übernommen, bei der Betreuung von Nervenkranken mitzuarbeiten. Auch bei ihren alten und kranken Menschen erlebt die Helferin das ganze vielgestaltige, geheimnisvolle Leben, und je grösser ihr Helferwille, je besser ihr Einfühlungsvermögen ist, desto richtiger und umfassender vermag ihre Hilfe zu werden. Die Helferin wird zum Freund, Berater und Helfer in dunkeln und hellen Stunden. Und durch das wachsende Vertrauen, durch den lebendigen Kontakt zwischen Patient und Helfer gelingt es, diese vom Schicksal oft hart betroffenen Menschen aus ihrer Vereinsamung, ihrer Lethargie, aus Freud- und Mutlosigkeit herauszuholen und ihnen das Gefühl einer neuen lebendigen Gemeinschaft zu geben. Wie viel Geduld, wie viel Ausdauer und wie viel aufopfernde Hilfe Woche für Woche während langer Jahre dieser Dienst, von dem meist nicht viel Aufhebens gemacht wird, erfordert, braucht kaum erwähnt zu werden.

Die Autofahrerinnen

Aus der Vielgestaltigkeit der Arbeit ergab sich bereits 1953 die Notwendigkeit, Spezialgruppen von Helferinnen für bestimmte Aufgaben zu schaffen. Neben den Besucherinnen entstand daher bald eine zweite Gruppe freiwilliger Helferinnen, die sogenannten «Autofahrerinnen», die die heute nicht mehr wegzudenkenden Patiententransporte übernehmen: Fahrten von Behinderten zu ambulanter ärztlicher Behandlung, von zerebral gelähmten Kindern ins Kinderspital, Fahrten zu schwer erkrankten Angehörigen oder zum Grab von Verstorbenen, zu dringenden Besorgungen, regelmässige Fahrten von Frauen zu Altersnachmittagen, Ausfahrten an Geburtstagen oder Stadtrundfahrten zur Weihnachtszeit und die über alles geschätzten Ausflüge über Land an einem schönen Tag, die zum «grossen Erlebnis» werden. Hier steht heute Schaffhausen mit seinem ausgedehnten und gut organisierten «Rotkreuz-Autodienst» an der Spitze. Aber auch Zürich hat mit seinen über tausend Fahrten im letzten Jahr wesentliche Hilfe leisten können. Es ist eine helle Freude zu sehen, mit welcher Pünktlichkeit, Liebe und Sorgfalt unsere Autofahrerinnen ihre oft schwer behinderten Patienten betreuen und nicht müde werden, oft sogar zweimal in der Woche «ihren Dienst» zu versehen.

Die Beschäftigungstherapeutin

Fast zu gleicher Zeit sahen wir uns vor eine weitere Aufgabe gestellt, die zu lösen unser grosses Anliegen wurde: die sinnvolle, ablenkende Beschäftigung von Patienten, die ans Bett, an ihren Fahrstuhl oder ans Zimmer ihres Heimes gefesselt, oft von Mahlzeit zu Mahlzeit tatenlos warten und ihr Dasein als sinnlos und ausgeschlossen von einer lebendigen Gemeinschaft empfinden müssen. Dank einer ersten Unterstützung durch die Zürcher Schule für Soziale Arbeit gelang es uns, aus bescheidensten Anfängen heraus bei der so dringend notwendigen Beschäftigung dieser Menschen mitzuhelfen und eine ambulante Beschäftigung bzw. ambulante Beschäftigungstherapie für unsere Patienten zu Hause und in Heimen aufzubauen. Unerwartete Schwierigkeiten, Missgunst, aber auch viel Unverstehen und Gleichgültigkeit mussten überwunden werden. Auch der wachsende Mangel an Beschäftigungstherapeutinnen setzte unsern Plänen immer wieder neue Hindernisse entgegen.

Heute hat unsere Rotkreuz-Sektion eine Abteilung Beschäftigungstherapie mit drei Beschäftigungstherapeutinnen geschaffen, wobei sowohl die ablenkenden, funktionellen, als auch die psychiatrischen Behandlungsmethoden zur Anwendung kommen. Im Zusammenhang damit stehen die fachgemässe Anfertigung und Anpassung von Selbsthilfegeräten für schwer behinderte Patienten, wodurch diesen ein Stück der verlorenen Selbständigkeit zurückgegeben werden kann.

Wiedereingliederung

Gleichzeitig haben unsere Beschäftigungstherapeutinnen in den letzten Jahren mit einer Gruppentherapie für noch gehfähige Patienten in unserem Therapieraum begonnen, die sich grosser Beliebtheit erfreut. Seit Inkrafttreten der Eidg. Invalidenversicherung übernahm ferner unsere leitende Beschäftigungstherapeutin im Auftrag der zuständigen Regionalstelle bei behinderten Hausfrauen die Abklärung und teilweise Wiedereingliederung in den Haushalt sowie die Erstellung und Beschaffung der notwendigen Hilfsmittel.

Unser Arbeitsraum am Hirschengraben, der am besten diese vielgestaltige und wachsende Arbeit spiegelt, wird für diese Aufgabenfülle langsam zu klein und sollte schon längst durch grössere Arbeitsräume ersetzt werden: da gibt es Webstühle, die auf ihren «Weber» warten, Stoffe zum Bedrukken, Peddigrohr zum Korbflechten, lustige Kasperli, geschnitzte Holzbrettchen, Kissen, Handtücher, Decken, bereit zum Sticken, dazwischen verschiedenartige Werkmaschinen, Hilfsgeräte, Material aller Art, Patientenkartotheken, Rapporte... Nicht alle in Kasten und Truhen aufbewahrten Patientenhandarbeiten sind formvollendet. Aber nicht das Endprodukt, sondern der Weg, die Arbeit, ist das Wesentliche und soll unter Kontrolle des Arztes und der kundigen Leitung der Therapeutin bei der seelischen oder körperlichen Gesundung mithelfen und gesunde, oft schöpferische Kräfte zu fördern versuchen.

An zwei Beispielen sei dies illustriert:

Der Insasse eines Altersheims, der sehr unter seiner Tatenlosigkeit litt und regelmässig einmal im Jahr wegen geistiger Störung in eine Nervenklinik eingeliefert werden musste, ist heute durch verschiedene Arbeiten der Beschäftigungstherapie, vor allem durch Weben, so angeregt und beschäftigt, dass in den letzten Jahren keine Einweisung in eine Nervenheilanstalt nötig wurde, worüber er besonders glücklich ist.

Seit drei Jahren beschäftigen wir einen über siebzig Jahre alten Sattler mit Hüftgelenk-Arthritis abwechslungsweise mit Holz- und Flechtarbeiten. Das Erfinden immer neuer Formen fasziniert ihn so, dass er seit einiger Zeit kaum mehr übermässig trinkt und seine Schmerzen sehr oft ganz vergisst. Er ist zufrieden geworden dank dem Ausgefülltsein seiner Tage.

Leider können schon lange nicht mehr alle Anfragen von Fürsorgeinstitutionen und Aerzten berücksichtigt werden, was im Hinblick auf die Not der Patienten immer belastender wird. Wir denken an die alte, schwer behinderte Schwester, deren Hände wieder unbeweglicher geworden sind, seit unsere Beschäftigungstherapeutin nicht mehr regelmässig zu ihr gehen kann, oder an die junge, fast gelähmte Patientin mit multipler Sklerose, deren Aufnahme vorläufig zurückgestellt werden musste.

Wohl haben wir schon seit Jahren bei unserer ambulanten Beschäftigungstherapie eine Gruppe freiwilliger Rotkreuzhelferinnen eingesetzt, die unter Leitung der Beschäftigungstherapeutin zuerst in Heimen, später auch in unsern Spitälern, zu deren Entlastung Hilfsarbeiten übernehmen, wie Kontrolle der von der Beschäftigungstherapeutin angeordneten Bewegungs- und Koordinationsübungen, Ueberwachung der Handarbeiten zur Vermeidung von Fehlern, Webrahmen bespannen, Decken zum Sticken vorbereiten, Kissen fertig nähen, Beaufsichtigung der Patienten bei der Gruppentherapie und anderes mehr.

Die Bastlerin

Als weitere Ausweichmöglichkeiten schufen wir letztes Jahr eine vierte Rotkreuzhelferinnen-Gruppe, die sogenannten Bastlerinnen, die dort eingesetzt werden, wo sich keine Therapie(-Behandlung), sondern nur eine Ablenkung durch eine Handarbeit als notwendig erweist. Die Abklärung dieser Fälle geht ebenfalls durch unsere Beschäftigungstherapeutin. Unter der Leitung einer Werklehrerin werden diese Helferinnen in verschiedene Handarbeitstechniken eingeführt (Grobsticken, Kerbschnitt, Stoffdruck, Bast- und Stroharbeiten, Farbübungen). Begleitet man diese Helferinnen bei ihren Besuchen, so ist man über den Reichtum an Einfällen, von der Freude des Gestaltens mit den Patienten und von der sorgfältigen Vorbereitungsarbeit beeindruckt. Eine frühere Knabenschneiderin fertigt mit ihrer jungen Helferin geschmackvolle Beutel an, ein durch einen Rückenmarktumor fast völlig gelähmtes junges Mädchen lernt durch ihre Helferin das Mundmalen, und zwei alte Frauen eines Pflegeheimes waren bei unserem Besuch fasziniert von der Fröhlichkeit ihrer bunten Stoffdrucke.

Dank an die Ehemänner

Wenn heute, nach zehn Jahren, aus der ersten Rotkreuzhelferinnen-Gruppe ein neuer Rotkreuz-Dienst entstanden ist und sich das Schweizerische Rote Kreuz damit in die Sozialarbeit unseres Landes eingeschaltet hat, so haben wir das in erster Linie der aufopfernden, selbstlosen Hilfe unserer Rotkreuzhelferinnen und -helfer zu verdanken, denen an dieser Stelle der wärmste Dank gebührt. Und hier ist wohl auch Gelegenheit, einmal allen Ehemännern für ihre «stille» Mitarbeit zu danken, sei es, dass sie mit ihren Autos die Patiententransporte überhaupt ermöglichen, sei es, dass sie ihren Frauen Zeit für Besuche, Fahrten, Kurse, Besprechungen oder Basare einräumen und, wenn nötig, sogar mitberaten oder mittrösten! Auch ist es nicht unbedingt selbstverständlich, dass in diesen langen Jahren die Rotkreuzhelferinnen-Arbeit durch keine nennenswerten Schwierigkeiten beeinträchtigt wurde, dass vielmehr wesentliche Bereicherungen, neue Anregungen und Ideen von seiten der Helfergruppe ausgingen, für die wir herzlich dankbar sind.

Selbstverständlich musste von unserer Seite ein festes Gefüge aufgebaut werden. Aufgabe unserer Rotkreuz-Sektion war es, Helferinnen und Helfer immer besser in ihre Aufgabe einzuführen, ihnen die Grenzen ihrer Arbeit klarzulegen, die Persönlichkeit und die speziellen Fähigkeiten jedes Helfers durch regelmässige Aussprachen und Zusammenkünfte richtig zu erfassen und sich durch eine gute Zusammenarbeit mit den zuständigen Fürsorgeinstanzen, den Heim- und Spitalleitungen auch ein klares Bild über die zu Betreuenden zu machen. Ein Merkblatt, mit allen Geboten und Verboten, als gültige Richtlinie für die Helfer, musste ausgearbeitet und ein wohl ausgewogener Einführungskurs langsam aufgebaut werden.

Immer neue Probleme

Rotkreuz-Arbeit ist nie abgeschlossen. Auch die Rotkreuzhelfer-Arbeit ist in steter Entwicklung begriffen. Es zeigen sich immer neue Probleme und neue Aufgaben, die einer Lösung harren. Es zeigen sich aber auch immer neue Möglichkeiten, wie die erfreuliche Entwicklung in den Rotkreuz-Sektionen zeigt. Solange wir uneigennützig dem Nächsten helfen, solange gehen wir den richtigen Weg. Und der Dank des zu Beschützenden wird zum Segen des Helfers. Vielleicht darf abschliessend noch gesagt werden, dass in dem Masse, in dem auch die Familie, der Freundeskreis an diesem Rotkreuz-Dienst Anteil nimmt, auch die junge Generation erlebt, dass selbst in Zeiten der Hochkonjunktur vereinsamte, alte und kranke Menschen der Hilfe des Nächsten bedürfen. «Das Alleinsein unter Menschen hat in der Gesellschaft Gottes einen Freund, wenn die Liebe, die allereinfachste Nächstenliebe mit ein wenig Güte und Grossmut, am Leben bleibt», sagt Edzard Schaper.

Aus: «Das Schweizerische Rote Kreuz.»

Zeichnung von Margarete Lipps

Frauen in andern Ländern

So leben die Frauen in Israel

Wohnungen ohne Luxus – Liebe zur Musik – Als Gast bei jüdischen Familien

«In Israel ist alles anders», berichtet Frau Vikarin Rabes, die von einer Fahrt in das Heilige Land zurückgekehrt ist. Es war für sie nicht leicht gewesen, das «Heilige» Land zu finden. Die Gegenwart des jungen Staates Israel drängte sich mit vielen Problemen in den Vordergrund. Und die Vikarin sah, was viele Berichterstatter bisher nicht entdeckten: die israelischen Familien, die israelischen Frauen.

Anlässlich ihrer Studienreise mit 16 Theologinnen und Diakonissen war Frau Rabes in manches israelische Haus eingeladen worden, und sie lernte das Leben kennen, das die Menschen aus sechzig Nationen hier auf engem Raum führen, in einem Land, das kaum grösser ist als Rheinland-Pfalz. «Auch in den Wohnungen der wohlsituierten Israeli gibt es keinen Luxus», erzählt sie. «Die Möbel sind meist bunt zusammengewürfelt, und nur ihre Brauchbarkeit ist ausschlaggebend. Ein Fernsehgerät findet man nur in Instituten. Ein Auto modernsten Typs hat kaum jemand. Dagegen steht in jedem Haus ein Klavier, manchmal sogar ein Flügel. Immer ist das Instrument aufgeschlagen, und auch Geigen und Flöten zeigen, dass man fast in alle Familien Hausmusik treibt. Ausserdem gibt es überall moderne Bücher, die reichlichen Stoff zur Diskussion bieten. Fast an jedem Abend kommen Nachbarn und Freunde zu Besuch, um über ein neues Buch, über ein Theaterstück zu sprechen, ohne dass man eigens eine Zusammenkunft arrangiert oder grosse Bewirtung aufführt.

Besonders beeindruckt war Frau Vikarin Rabes von der israelischen Jugend, die sehr aufgeschlossen und politisch sehr aktiv ist, dabei aber in enger Beziehung zur Familie lebt. Der Sabbat sieht die ganze Familie vereint auf dem Spaziergang, der zwar nur den sogenannten Sabbat-Weg (knapp einen Kilometer) misst, aber man geht eben so lange hin und her, bis das Bedürfnis nach Luft und Begegnung mit anderen Menschen befriedigt ist.

Am Rande der Wüste waren die deutschen Theologinnen auch in den Gemeinschaftssiedlungen zu Gast, wo der fruchtbare Boden dem Sand abgerungen wird. In diesen Gemeinschaftssiedlungen arbeiten junge Männer und junge Mädchen. Wenn sie heiraten, bekommen sie ein Zimmer. Für alles Lebensnotwendige sorgt die Gemeinschaft. Die Kinder der Ehepaare sind bis 16 Uhr in Gemeinschaftsheimen untergebracht und kehren heim, wenn die Eltern Feierabend haben, wenn die Männer vom Feld, die Frauen aus der Schneiderei oder ähnlichen Betrieben kommen. «Dann haben wir Zeit für die Kinder», sagte eine junge Frau zu den deutschen Besucherinnen, «denn uns wird ja jede Arbeit wie Kochen, Flicken, Einkaufen, abgenommen durch die gemeinsame Lebensform. Wir haben gehört, dass die berufstätigen Mütter in Deutschland nervös sind, weil sie nach dem Dienst noch mit der Hausarbeit anfangen müssen. Wir sind dann frei für Mann und Kinder. Dennoch ist es auf die Dauer kein ideales Leben. Aber einmal werden wir auch unser eigenes Heim haben.»

So gut wie die Frauen in Israel ihre zweijährige Militärdienstpflicht (Männer zweieinhalb Jahre) leisten, so gut verstehen sie es auch, auf allen anderen Gebieten auf ihre Weise daran mitzuarbeiten, dass hier aus vielen Nationen allmählich ein Volk entsteht. Schon durch die Pionierzeit kennt man hier kaum Unterschiede in der Bewertung von Hand- und Kopfarbeit, denn es hat Jahre gegeben, in denen jeder jede Tätigkeit übernehmen musste. Heute findet man vom Aussenminister über die Richterin bis zur Landarbeiterin die Frauen überall gleichberechtigt am Werk, nur das Rabbinat ist ihnen verschlossen.

Dr. I. Th.

Glücklichere Zeiten für die Türkin

Säuglingssterblichkeit von 33 auf 12 Prozent gesunken — Ausbildungskurse für Frauen auch in den Dörfern

Noch vor nicht allzu langer Zeit hatte die Türkei eine Säuglingssterblichkeit von 33 Prozent. Das bedeutet: Eine Mutter verlor jedes dritte Kind, das sie gebar. Heute ist die Sterblichkeit der Kleinkinder auf 12 Prozent zurückgegangen, weil die hygienische Verbesserung der Lebensverhältnisse und die von der UNICEF ausgehenden Massnahmen zur Förderung der Geburtshilfe schon wirksam werden.

Schon an diesem Beispiel wird deutlich, wie sehr die heute überall diskutierten Lebensprobleme der unterentwickelten Völker Probleme aus dem Reich von Frau und Familie sind. Soziale und hygienische Verhältnisse eines Landes spiegeln sich am deutlichsten in Ehe, häuslichen Verhältnissen, Geburtenzahl und Lebensaussichten der Kinder. Mit einem Wandel in diesen Lebensbereichen bahnt sich meist die Erhebung eines ganzen Volkes aus dem Zustand der Unterentwicklung, der Not und des Elends an. Wie sehr das auf die Türkei zutrifft, geht aus einem Bericht der bekannten Kinderärztin Frau Dr. Eckstein-Schlossmann hervor, die, Tochter und Gattin bekannter Kinderärzte, selbst lange in der Türkei, zuletzt in der von ihrem Gatten geleiteten Kinderklinik in Ankara tätig war. Das Leben der türkischen Frauen, das sie kennenlernte, sieht so aus: Die türkischen Mädchen heiraten sehr früh. Fünfundzwanzigjährige Frauen haben meist schon mehrere Kinder, und es gibt Grossmütter, die kaum die Dreissig überschritten haben. Die durchschnittliche Kinderzahl ist vier oder fünf. Die Frau muss meist die Kinder allein aufziehen, weil die Bevölkerung auf dem Lande in so ärmlichen Verhältnissen lebt, dass die Männer vielfach nur weit entfernt Beschäftigung finden. So muss die Frau die Kinder auch bei der Feldarbeit mit sich nehmen und sie entweder auf dem Rücken tragen oder in einer primitiven Hängematte im dürftigen Schatten eines Karrens schlafen lassen.

Es ist auch Sache der Frau, die Kinder früh in den häuslichen und hausindustriellen Arbeitskreis einzuführen. Sie erzieht sie entweder zur Feldarbeit oder die Mädchen zum Spinnen, Korbflechten oder Teppichknüpfen. Mädchen aus kinderreichen Familien werden oft im Alter von acht Jahren in wohlhabende Häuser gegeben, wo sie mit der Gastfamilie leben und arbeiten und von ihr auch eine Mitgift erhalten, wenn sie heiraten.

Die Besserung der hygienischen Verhältnisse, die Vernichtung der Malaria haben nun wesentlich günstigere Lebensbedingungen, besonders für Frauen und Kinder, geschaffen. Das zeigt sich deutlich an dem starken Bevölkerungszuwachs. Hatte die Türkei 1945 noch 18,8 Millionen Einwohner, so waren es 1956 bereits 24,8 Millionen. Das dringendste Problem wird dadurch — nachdem die Menschen aus Not und Krankheit einigermassen herausgeführt sind, das Problem der Ernährung. Wenn man bedenkt, dass der Anteil der Landbevölkerung an der Gesamtbevölkerung 72 Prozent beträgt, der Anteil des Sozialproduktes jedoch nur bei 50 Prozent liegt, so ist es klar, dass auch hier noch viele Reserven erschlossen werden können. Die Kleinheit der Betriebe und das rückständige Bildungsniveau erschweren die Modernisierung. Aber auch hier wird viel für eine spezielle praktische Frauenbildung getan, und besonders ausgebildete Lehrerinnen kommen heute sogar auf die Dörfer, um in Kurzkursen den Frauen neues Wissen und neue Fähigkeiten auf dem Gebiet der Hauswirtschaft und allen damit zusammenhängenden Fragen zu vermitteln.

Vieles haben die Frauen in der Türkei schon erreicht, um Armut und Elend zu überwinden, weiteres werden sie durch eigene und ausländische Hilfe schaffen.

Dr. Irmgard Thomas

Die Karriere ist ihnen nicht alles

Frau Bundesschatzmeister und Frau Raketeningenieur machen in den USA von sich reden

Als Elizabeth Rudel Smith, eine elegante, attraktive Frau, von Präsident Kennedy zum Schatzmeister des mächtigsten Staates der freien Welt ernannt wurde, strahlten alle Journalistinnen des Landes, das nicht zu Unrecht als Paradies der berufstätigen Frau gilt, vor Stolz: Auch Elizabeth Rudel Smith war einmal Jounalistin gewesen. Nach der Zeitungskarriere sattelte sie um und widmete sich dem Vertrieb eines von ihr erfundenen Systems zum Feueranfachen in Kaminen.

Vor zwölf Jahren geriet sie durch Zufall in den Sog der Politik. Auf Wunsch eines Rechtsanwaltes, der sich in San Francisco um einen Kongressitz bewarb, leitete die energische Frau die Wahlkampagne, und obschon der Kandidat nicht gewann, hatte es Mrs. Smith gepackt. Sie kam von der Politik nicht mehr los und betätigte sich eifrig in der Demokratischen Partei. Kurz vor ihrer Ernennung zum Schatzmeister der Bundesregierung in Washington bekleidete die tüchtige und dabei sehr weibliche Frau den Posten eines stellvertretenden Leiters der staatlichen Abteilung für die Ueberwachung der Arbeitsgesetze. Frau Schatzmeister hat einen Sohn im Teenager-Alter, eine verheiratete Tochter und sogar schon zwei Enkel.

Im amerikanischen Kongress sitzen derzeit nicht weniger als 16 Frauen. Von ihnen sind besonders zu nennen: Iris Blitch aus Georgia, die sich besonders für rationelle Bodenbewirtschaftung, die Ausdehnung der Sozialfürsorge und Altersrenten und die Erhöhung der Mindestlöhne einsetzt; sie ist Demokratin. Frau France P. Bolton aus Ohio, eine Republikanerin, deren Hauptinteresse den Gesundheitsfragen der Frauen und Kinder gilt. Als Mitglied des «Foreign Affairs Committee» wurde sie 1944 als erste Frau an der Spitze einer Kongressabordnung auf Reisen geschickt, und 1945 legte sie 32 000 Kilometer in Afrika zurück. Sie galt stets als eine Hauptstütze der Weltgesundheitsorganisation und der UNO-Kinderfürsorge. Um ihrer humanitären Dienste wegen wurde sie mehrfach ausgezeichnet.

Ihre vierte Amtszeit (die jeweils zwei Jahre umfasst) dient Frau Marguerite Stitt Church aus Illinois ab. Ihre Hauptdomäne ist die Auslandshilfe. «Die USA soll allen helfen, die sich selbst helfen wollen!» lautet ihr Wahlspruch. Die Republikanerin Florence P. Dwyer (aus New Jersey) und die Demokratin Kathryn Granahan sind Neuankömmlinge im Kongress. Frau Granahan erhielt den Posten ihres verstorbenen Mannes. Auf dieselbe Art kam Elizabeth Kee, eine Demokratin aus West-Virginia, in den Kongress. Auch sie war, wie so viele bekannte Amerikanerinnen, früher Journalistin und ist ihrer wöchentlichen Rubrik in Zeitungen von West-Virgina trotz ihrer angestrengten Arbeit, die sich im Kongress besonders auf die Probleme der ehemaligen Kriegsteilnehmer konzentriert, nicht untreu geworden. Die Zulassung Heimatloser («displaced persons») in die USA und die Gewährung von Militärhilfe an fremde Staaten im Interesse ihres Selbstschutzes und ihrer Sicherheit hat Edna F. Kelly (Demokratin aus New York) auf ihre Fahnen geschrieben.

Ackerbau und Musik vertragen sich gut als Hauptinteressen der rührigen Kongressabgeordneten Coya Knutson, einer Demokratin aus Minnesota, die als erste Frau in das Landwirtschaftskomitee der Regierung gewählt wurde. Frau Knutson hat an der berühmten New Yorker «Juilliard School of Music» studiert und war Musiklehrerin, bevor sie sich der Politik zuwandte. Als Nestor der weiblichen Kongressabgeordneten gilt Edith Nourse Rogers, eine Republikanerin aus Massachusetts, die ihr 17. Jahr im Kongress begonnen hat. Sie war mitverantwortlich für die Gründung des «Women's Army Corps» (WAC) und tritt stets begeistert für die völkerverbindende Idee der Vereinten Nationen ein.

Als einzigartig muss die Karriere zweier Frauen gelten. Die eine ist die Altistin Marian Anderson, die heute nur noch selten singt, dafür aber eine der erfolgreichsten «Botschafterinnen des guten Willens» der USA geworden ist, und 1957 im Auftrag des Auswärtigen Amtes (Department of State) 64 000 km in Asien zurückgelegt hat, um 10 Wochen lang in Wort und Gesang für ein Land zu werben, dessen Stellungnahme zum Farbigenproblem im Ausland so völlig falsch beurteilt wird. Wann immer Marian Anderson singt oder spricht, kehrt sie nicht die Vertreterin der dunkelhäutigen Rasse, sondern die Amerikanerin hervor. Es gibt zur Zeit wohl kaum eine andere so kluge und künstlerisch hochbegabte Frau, die ihrem Vaterland durch ihre natürliche Würde und ihre tiefe Menschlichkeit so nachhaltig genützt hat.

Auf völlig anderem Gebiet liegen die Interessen einer anderen genialen Amerikanerin, die wohl den modernsten aller Berufe gewählt hat. Dr. Dorothy Simon ist jung, hübsch, Gattin eines Arztes und ihres Zeichens Raketeningenieurin bei der Avco-Corporation, wo Raketenspitzen konstruiert werden. Ausserdem bekleidet Dorothy das «revolutionäre» Amt eines technischen Ratgebers des Präsidenten der Firma. Dorothy Simon hat Chemie studiert und als Spezialgebiet den Raketenantrieb gewählt. Sie gilt als Autorität auf dem Gebiet der Verbrennung, studiert die Verwendungsmöglichkeiten der Sonnenenergie und empfängt allsonntäglich zum Frühstück eine Reihe anderer Wissenschaftler, um mit ihnen über technische und medizinische Erfindungen zu sprechen. «Wenn wir auf dem Mond landen, ist Dorothy wahrscheinlich schon dort», soll ein Raketenforscher gesagt haben. Amerika ist stolz auf Dr. Dorothy Simon.

Es gibt viele Karrierefrauen in den USA, aber Blaustrümpfe findet man kaum. Karriere hin — Karriere her — Heiraten und Kinder bekommen will auch eine Karrierefrau. Dorothy ist eine fabelhafte Köchin und auf eine raffinierte Bratensauce genau so stolz wie auf einen raffinierten, geheimen Treibstoff ...

Gerty Agoston

1000 amerikanische Studentinnen gestehen ...

Von anderen Sorgen unbeschwerte amerikanische Psychologen haben vor kurzem 1000 Studentinnen des Alabama College in Montevallo befragt, vor was sie sich eigentlich fürchteten.

Die Antworten der Tausend waren interessant, obwohl man bei solchen «surveys» natürlich nie ganz sicher ist, ob sich nicht vielleicht humorvolle Personen einen Spass erlaubten.

Nach Uebersicht der eingelaufenen Antworten zeigte es sich, dass die meisten amerikanischen Studentinnen sich vor — Schlangen fürchteten. (Das Alabama-College ist im Süden USA). Sodann folgten, in dieser Reihenfolge: Verrückte Menschen, tolle Hunde, Schlesswaffen, Einbrecher und Hornissen.

Die grosse Mehrzahl der befragten jungen Amerikanerinnen fürchtete sich nicht vor der Möglichkeit, unverheiratet zu bleiben. Hingegen war Angst, in der Liebe enttäuscht zu werden, durchaus nicht selten. Am wenigsten fürchteten sich diese jungen Amerikanerinnen vor Gespenstern — und vor dem Verführtwerden ...

Es ist dem Chronisten leider zur Stunde noch nicht bekannt, welch neuen Aufgaben sich dieses amerikanische Psychologen-Team nun zuwenden wird. Aber man sollte es wohl bald erfahren.

Eines Tages. Aus den Zeitungen. Beim Frühstück ...

M. Minstrel

Erfolgsgeschichten: Paper Doll

Zwei Girls gründen eine Zeitung

Sara Bowser und Audrey Gostlin, zwei smarte, junge Kanadierinnen, haben vor kurzem eine Zeitung begründet, die viel Interesse findet. «Paper Doll» erscheint monatlich in Toronto und ist für berufstätige Angehörige des «schwächeren» Geschlechtes bestimmt.

Schon der Name «Paper Doll» ist originell. «Doll» (Puppe) ist hier der übliche Kosename für hübsche Girls, während «Paper» mit dem deutschen Wort Papier identisch ist. Die Adressenliste für Probenummern entstand auf etwas ungewöhnliche Weise. Die Anschriften der (aus beruflichen Gründen) Interessierten wurden aus dem Adressbuch abgeschrieben. Derart erhielten nur jene Leserinnen die ersten Gratisexemplare, die berufstätige Mädchen oder Frauen sind.

Nach Absendung der Freiexemplare veröffentlichte «Paper Doll» die folgende, launige Notiz:

«Was? Wir können unseren Ohren kaum trauen? Kann es wahr sein? Scherzen Sie? Sie haben noch kein Abonnement der ‚Paper Doll' bestellt? Sie tolles, tolles Girl. Schon haben wir die Empfänger von Probenummern aus der Versandliste entfernt. Können Sie sich nicht vorstellen, was das bedeutet? Eines Tages, wenn Sie in atemloser Spannung auf die nächste Nummer warten, wird der Briefträger mit gesenktem Haupt, mit Tränen in den Augen ausrufen ‚Oh, hübsche Paper-Doll-Empfängerin! Ich habe diesen Monat kein Exemplar für Sie!' Ersparen Sie sich diesen schrecklichen Augenblick. Abonnieren Sie nun. Kostet nur einen mikroskopisch kleinen Dollar. Senden Sie ihn spätestens heute ab.»

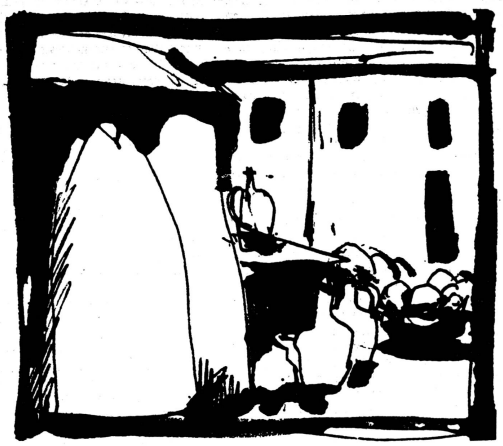
Inhalt des Blattes? Man findet teils launige, teils informative Beiträge darin. In dem «Küchen-Stenogramm» etwa sind einmal ungewöhnliche Delikatessen erwähnt. Beispielsweise Trüffeln, die immerhin zwei Dollar per Konservenbüchse kosten. In einem anderen Bericht «Pretty is ...» (Hübsch ist ...) wird erwähnt, welche Art «make-up» empfehlenswert ist, wenn man zum Photographen geht. Eine besondere Rubrik ist der Beantwortung der verschiedensten Leserinnen-Probleme gewidmet. Die Spalte führt den Titel «Soft Shoulder» (Weiche Schulter). Eine Mitarbeiterin, welche die Signatur «Chopstick» (Essstäbchen) wählt, berichtet über die verschiedenen (oft exotischen) Restaurants und urteilt darüber mit bezwingender Freimütigkeit. Auch die Preise der konsumierten Speisen werden stets erwähnt. Ein illustrierter Beitrag ist «Pets», Vögeln, Katzen und kleinen Hunden gewidmet, die man in Apartements halten kann. Auch für jene, die gerne von kostspieligen Dingen träumen,, ist gesorgt. Da werden die Rittmeisters von Honolulu erwähnt, die 20 Gäste für ihre Jacht suchen. Reiseziele sind West Germany, Norwegen, Schweden. «Fünf Wochen an Bord wird ihre Wangen mit Röte überziehen», sagt Paper Doll. «Bis sie die Rechnung von 4395 Dollar bekommen ...»

Paper Doll ist eine ebenso interessante wie ungewöhnliche Monatszeitung für Kanadierinnen. Möge sie Erfolg haben!

Walter Jelen, Toronto

Frau Minister

Zum ersten Mal sitzt in Adenauers Kabinett auch eine Frau. Elisabeth Schwarzhaupt, Gesundheitsminister von Westdeutschland, findet aber, man könne noch nicht von einer Gleichberechtigung der Geschlechter in der Politik sprechen. Natürlich sind die Männer offiziell immer für die Gleichberechtigung, sagte sie, als sie ihr Amt antrat, aber es regt sie sehr auf, wenn man ihnen ihren Platz wegnimmt!



Frau Schwarzhaupt wurde vor 60 Jahren in Frankfurt geboren und folgte 1920 ihrem Vater als Abgeordnete der Volkspartei in das politische Leben. 1933 gab sie ihr Amt auf. Sie möchte sich, obschon nicht verheiratet, vor allem den Problemen der Familie widmen. Es gibt Leute, die finden, sie sei nicht am richtigen Platz, aber das wird die Zukunft weisen.

m. a. l.

Betriebsleiter in Röcken

Der englische Verband der Betriebsleiter hat festgestellt, dass Frauen sich besser als Männer für leitende Posten in Industrie und Handel eignen. Auf Grund einer Umfrage kam man zu folgendem Schluss: die Frauen sind widerstandsfähiger, hartnäckiger und realistischer, sie besitzen ein besseres Organisationstalent, sie bekommen sozusagen nie Magengeschwüre und selten Herzattacken.

Von 100 weiblichen Betriebsleitern in England sind nur 27 nicht verheiratet, 52 haben Kinder und 7 sind verwitwet (aber nur 2 Prozent der Witwen haben ihre Stelle erst nach dem Tode des Gatten übernommen).

m. a. l.

Erziehung zur Ehe

Kürzlich haben drei Hamburger Sozialverbände — der «Landesverband des Deutschen Familienverbandes», der «Bund der Kinderreichen» und der «Deutsche Kinderschutzbund» — zum Problem der Frühehe Stellung genommen. Sie sind davon ausgegangen, dass unsere Jugend zu allen möglichen Spezialberufen, auch zu guten Staatsbürgern, erzogen wird, dass es aber an einer Vorbereitung für die Aufgaben in Ehe und Familie fehle. Der junge Mensch fühlt sich heute in der Massengesellschaft so isoliert, dass er zu einer frühzeitigen Eheschliessung neigt. Gerade diese Ehen weisen, wie auch die jüngsten Statistiken ergeben haben, erhebliche Scheidungsziffern auf. Man fordert deshalb allgemein, dass in den Schulen das Thema Ehe und Familie in einer dem Jugendalter gemässen und taktvollen Weise in aller Offenheit behandelt wird. Man ruft weiter nach immer neuen Elternkursen, nach Familienbildungsstätten, nach einer Ehe- und Familienberatung.

Immer mehr Frühehen ...

Die allgemeine Not wird an der Zunahme der Frühehen offenbar. Im Jahr 1959 haben in der Bundesrepublik etwa 20 000 siebzehnjährige und jüngere Mädchen die Ehe geschlossen, und von den jungen Männern unter einundzwanzig Jahren ist fast der vierte Teil bereits verheiratet. Vielen jungen Leuten fehlt aber die Opferbereitschaft. Den jungen Frauen fehlen ausserdem oft die Kenntnisse, die zur Haushaltsführung und zur Kindererziehung erforderlich sind. Gerade den Eheproblemen gegenüber geht es um jenes «Erkenne dich selbst», das bereits die alten Griechen in den Mittelpunkt ihrer Lebenserkenntnis gestellt haben. Die Eheschwierigkeiten hängen gewöhnlich mit den Schwierigkeiten, die später das Kind hat — nicht «macht»! — aufs engste zusammen. Man darf ein Wort von Kierkegaard erwähnen, dass derjenige nicht zu lieben vermag, der sich nicht zu offenbaren weiss.

So kommt es darauf an, dass recht viele Ehen geschlossen werden, die man später als «geglückt», wenn auch nicht unbedingt als «glücklich» bezeichnen kann. Die geglückte oder missglückte Ehe entscheidet oft über das Schicksal eines Kindes. Im Verhalten der Kinder spiegeln sich meist die Schwierigkeiten der Eltern, und die Bedeutung der Kindheit auch für die eigenen späteren Eheschwierigkeiten kann nicht eindringlich genug betont werden.

Frühehen scheitern in weit grösserem Umfange als später geschlossene Ehen. Die Scheidungshäufigkeit der Ehen, bei denen der Mann minderjährig ist, ist doppelt so hoch als beim Heiratsalter des Mannes zwischen 25 und 35 Jahren.

Die Gründe für diese allgemeinen Nöte sind sehr komplex. Sie sind wahrscheinlich zurückzuführen auf eine allgemeine Bewusstseinsbildung durch die Massenmedien unserer Zeit. Gewisse parasitäre Randerscheinungen — «Vamps» und «Modelle» — werden zum Prototyp erhoben, und eine Uebermacht kommerzieller Werbetechnik trägt dazu bei, gewissen negativen Leitbildern zur Anerkennung zu verhelfen.

Liebe allein genügt nicht

Den erwähnten Vorschlägen der drei Sozialverbände liegt die Erkenntnis zugrunde, dass es Aufgabe der Familienerziehung sei, Illusionen zu bekämpfen, vor allem die Illusionen, dass die sogenannte Liebe allein genüge, eine Ehe zu begründen und zu führen. Die objektiven und subjektiven Voraussetzungen ideeller und materieller Art müssen geschaffen werden, damit Mütter und Väter von morgen ihre Familienpflichten erkennen lernen und erfüllen können.

Gefordert wird weiter, dass neben der allgemeinen schulischen Erziehung zur Familie eine theoretische und praktische Sonderausbildung, speziell der Mädchen, zum Grundberuf der Hausfrau und Mutter hinzukommen müsse. Hierzu darf man ergänzend bemerken, dass man dabei nicht nur an die Mädchen denken darf, sondern auch an den männlichen Nachwuchs, dem diese Grundausbildung in gleicher Weise nützlich sein könnte.

Man schlägt folgende Sofortmassnahmen vor:

1. In den allgemeinbildenden Schulen und in den Berufsschulen soll die sogenannte Familienerziehung intensiviert werden.
2. Der Unterricht soll durch eine Ausbildungsordnung für weibliche Sonderausbildung ergänzt werden. Dabei will man den Mädchen, die diese Sonderausbildung durchmachen oder im sozialpflegerischen Dienst Hilfe leisten, eine spätere Aussteuerbeihilfe aus öffentlichen Mitteln zukommen lassen.
3. Man verlangt für die Familienerziehung eine Erhöhung der Mittel des Bundesjugendplanes.
4. Gefordert wird ein obligatorischer Vorbereitungslehrgang für minderjährige Brautleute, wenn sie die behördliche Heiratsgenehmigung erhalten wollen.
5. Damit keine falschen weiblichen Leitbilder entstehen, verlangt man die Abschaffung sogenannter Schönheits-Wettbewerbe und die Einschränkung anti-erzieherisch wirkender Veranstaltungen sowie die Eindämmung besonders anreizender Momente in der allgemeinen Werbung.
6. Schliesslich fordert man, nach ausländischen Vorbildern, ein allgemeines Heiratssparen, das heisst Sparen zur Gründung eines Hausstandes, verbunden mit einer besonderen Steuervergünstigung.

Es ist interessant, festzustellen, dass sich alle politischen Parteien für die Stärkung der Erziehungskraft der Familie einsetzen.

Eine erste öffentliche Elternschulung in Hamburg

Wenn man die schon vorhandenen Bemühungen in der Bundesrepublik überschaut, kann man feststellen, dass der Gedanke einer allgemeinen Vorbereitung zur Ehe überall Raum gewonnen hat. In Hamburg hat man ein Referat «Familie und Frau» eingerichtet und eine erste öffentliche Elternschule — unter starker Anteilnahme der Oeffentlichkeit — in den Dienst der guten Sache gestellt. Ueberall gibt es Mütterschulen und Elternbildungsstätten. Selbst kleinere Städte haben den beteiligten Verbänden für diese Zwecke Häuser oder Räume zur Verfügung gestellt. Als besonders erfreulich sind die vielfach gegründeten Arbeitsgemeinschaften junger Eheleute anzusehen, die meist aus den Jugendverbänden hervorgegangen sind und dazu beitragen wollen, dass die schwer zu meisternden Nöte in den Anfangszeiten einer Ehe bewältigt werden.

In steigendem Masse machen sich auch Jugendämter und Vormundschaftsrichter Gedanken, wenn sie bei minderjährigen Eheanwärtern die Volljährigkeitserklärung oder die Ehemündigkeit aussprechen sollen. Man geht vielfach dazu über, die jungen Brautleute darauf zu testen, ob sie über die rein biologische Reife hinaus als ehemündig angesehen werden können. Um nur ein Beispiel zu nennen, lässt man die jungen Eheanwärter zunächst in getrennten Zimmern einen umfangreichen Fragebogen ausfüllen, der darüber Aufschluss geben soll, ob die beiden sich überhaupt kennen. Nach einigen einführenden Fragen heisst es zum Beispiel: Schildern Sie im folgenden einmal ganz ausführlich (nicht Ihren eigenen Lebenslauf, sondern) den Lebenslauf Ihres künftigen Ehepartners! Vergessen Sie dabei nicht zu erwähnen, welche Fächer ihm im Schulunterricht besondere Freude gemacht haben, wo seine Interessen liegen, welche Bekanntschaften er in seinem Leben gemacht, welche Lehre er durchgemacht hat, welche Ausbildung er genossen hat, an welchen Freunden und Verwandten er besonders hängt. Es kommt nicht darauf an, dass Sie einen schönen, stilistisch guten Aufsatz schreiben, sondern dass Sie möglichst ausführlich Einzelheiten angeben.

Eine weitere Frage bezieht sich auf die besonderen Interessengebiete des Ehepartners. Und dann kommt die entscheidende Frage: «Welche Ihrer Eigenschaften könnten Ihrem künftigen Ehepartner einmal besondere Schwierigkeiten machen?»

Das Ergebnis der Fragebogenauswertung ist häufig die Erkenntnis, dass die beiden, die ein Leben lang dieselbe Strasse wandern wollen, sich nur ganz flüchtig kennen, vielleicht nicht einmal über den Ausbildungsweg oder die Interessen des anderen unterrichtet sind. Sie haben sich noch gar nicht die Mühe gemacht, sich ausführlicher auszutauschen. Sie sind sich einfach naturhaft begegnet.

Deshalb wird der Eheberater im Anschluss an die Fragebogen-Auswertung ein eingehendes Gespräch mit den Ehekandidaten führen. Vielleicht kommt er dann zu dem Ergebnis, dass die beiden überhaupt nicht heiraten wollen, sondern dass es nur dem Wunsche der Eltern entspricht, weil ein zu erwartendes Kind ehelich auf die Welt kommen soll.

Es wird sehr schwer sein, dann das Zeugnis der Reife auszustellen, weil Reife zur Ehe mehr verlangt als vielleicht vorübergehende Liebe, Zuneigung oder augenblicklich vorhandenen guten Willen.

In solchen Fällen wird es gut sein, vor der gerichtlichen Entscheidung den künftigen Ehepartnern die Auflage zu machen, einen solchen Kursus, ein Ehe-Seminar, eine Rüstzeit für Brautleute, entsprechende Exerzitien oder ähnliche Einrichtungen zu besuchen, die in immer steigendem Masse von den Kirchen, den Verbänden oder den Kommunen zur Verfügung gestellt werden.

Keine richtige Vorstellung vom Geld

Bei diesen Vorbereitungen zur Ehe darf man keineswegs von hohen ideellen Forderungen ausgehen. Gefragt sind ganz praktische kleine Dinge des Lebens. So ist es von ausschlaggebender Wichtigkeit, ob die Eheleute überhaupt in der Lage sind, mit ihrem Gelde auszukommen. In dem erwähnten Fragebogen einer Eheberatungsstelle findet sich auch eine Frage nach dem beiderseitigen Monatsverdienst und nach der Aufstellung eines ungefähren Haushaltplanes. Die Nachprüfung der Antworten ergibt dann regelmässig, dass wichtige Ausgaben, etwa für Versicherungen, vergessen sind, dass über die Preise keine genügenden Vorstellungen bestehen, insbesondere auch darüber nicht, dass in der Ehe die verdiente Mark nur noch 50 Pfennige wert ist, oder, wenn das Kindchen geboren ist, allenfalls noch 30 Pfennige. Hier bemüht sich die auch vom Deutschen Sparkassen- und Giro-Verband geförderte allgemeine Sparerziehung, Grundkenntnisse zu vermitteln. Vergessen wir nicht, dass das Schulsparen schon die erste Bekanntschaft mit der Sparkasse vermittelt hat, und dass rund 41 v. H. aller Jugendlichen zwischen 18 und 20 Jahren bereits ein eigenes Sparkonto haben! Man muss das wissen, weil man immer nur von der «konsumfreudigen» Jugend liest, auf die sich die werbende Wirtschaft mit ihren Angeboten stürzt.

Es kommt sehr darauf an, gerade das Heiratssparen besonders zu fördern, weil alle Erfahrungen der Ehescheidungsrichter dahin gehen, dass ein erheblicher Teil der Scheidungen nicht auf völlige Abneigung, sondern allein auf das primitive Faktum des Nicht-mit-dem-Gelde-umgehen-Könnens zurückzuführen ist.

Bei vielen jungen Menschen besteht eigentlich nur die Hoffnung, dass das Leben selbst sie erzieht; diese Art funktionaler Erziehung ist aber die schwerste und bitterste, weil auch die Kraft zum Aushalten in der Ehe und zum Haushalten trainiert werden muss. Eltern tun ihren Kindern keinen Gefallen damit, dass sie ihnen ihren ganzen Verdienst belassen oder nur ein den wahren Ausgaben nicht entsprechendes Kostgeld verlangen. Wenn sie ihren Kindern das nötige Verantwortungsgefühl, die nötige Sicherheit und Selbstdisziplin mit ins Leben geben wollen, dann können sie ihnen immer nur die sparsame Haltung angewöhnen und vorleben. Damit schaffen sie aber auch die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Ehe der Kinder.

... im Zustande der permanenten Verantwortungslosigkeit

Zwei Dinge sind es, an denen viele junge Ehen scheitern: die leidige Geldfrage und die mangelnde geistige oder auch die sexuelle Uebereinstimmung, weil man sich gar nicht richtig gekannt hat. Schon lange vor ihrer Ehe müssen also Jungen und Mädchen darauf vorbereitet werden, dass sie sich auf eine Situation des «Sorgens für andere» und der eigenen Verzichte einstellen. Viele junge Menschen von heute leben aber in dem Zustande der permanenten Verantwortungslosigkeit. Sie sparen nicht auf Aussteuer oder Wohnung, und viele Eltern sind so töricht, ihre gut verdienenden und ebenso gut ausgebenden Kinder zu bewundern, weil sie mehr vom Leben haben als sie selber in ihrer Jugend.

Man lebt nicht mehr standesgemäss, sondern standardgemäss, und der hochgeschraubte Lebensstandard mit allen Bequemlichkeiten und Angewohnheiten, die vor der Ehe angenommen wurden, soll später unter allen Umständen aufrechterhalten werden, ohne Rücksicht auf die Gesundheit der Frau.

Zur rechten Vorbereitung auf die Ehe gehören also vielerlei Dinge, und nicht zuletzt eine materielle Vorsorge. Die Jahre bis zur Verehelichung müssen Zeiten des Sparens sein, ohne dass damit auf die Freuden verzichtet zu werden braucht, auf die auch heute jeder einen Anspruch hat.

Mit den kleinen Verzichten beginnen

Man erkennt wohl deutlich, dass die Erziehung zur Ehe nicht nur «Institutionen» überlassen werden darf, sondern schon im frühen Kindesalter beginnen muss: mit kleinen Verzichten, mit dem Zurücklegen eines Spargroschens, mit dem Kennenlernen und der Erforschung anderer Menschen. Deutlich wird auch, dass Erziehung zur Ehe sich nicht nur auf die Mädchen erstrecken darf, sondern sich in mindestens ebenso starkem Masse der Jungen annehmen muss. Bei rechter Vorbereitung zur Ehe wird man auf den Beruf der sogenannten «Nur-Hausfrau» und «Nur-Mutter» besonders achten müssen. Auch die Frau, die im Hause waltet und Geld und Gut zusammenhält, muss heute ihren Blick in die Welt richten, ohne sich in der Welt zu verlieren. Sie ist nicht mehr das bescheidene Heimchen am Herde, das zu den Berufstätigen aufblickt, sondern sie hat selbst einen Beruf und eine Berufung, aber immer in Verbindung mit der weiten Welt und im Blick auf diese Welt, in deren Wandlungen sich unser persönliches Dasein vollzieht.

Walter Becker

Die Frauenorganisationen berichten

50 Jahre gemeinnütziger Frauenverein Burgdorf

Der heute fast 750 Mitglieder zählende gemeinnützige Frauenverein der Stadt Burgdorf kann auf sein 50jähriges Bestehen zurückblicken. Tatkräftig haben sich die Gründerinnen vor 50 Jahren vor allem der hauswirtschaftlichen Ertüchtigung der jungen Mädchen und Frauen angenommen. Ihre private Fürsorgetätigkeit liess sie in manche Misstände hineinblikken, die durch Selbsthilfe behoben werden konnten. So wurde in Burgdorf der hauswirtschaftliche Unterricht organisiert und später von der Gemeinde ins Obligatorium erhoben, bevor dieses im ganzen Kanton gesetzlich verankert war.

Ein für alle Teile erfreuliches Unternehmen wurde auch die 1922 gegründete Brockenstube. Reichhaltig gingen die Spenden an Kleidern, Schuhen, brauchbaren Möbeln und Hausgeräten ein und wurden von Minderbemittelten gerne gekauft.

Jährlich werden über 7000 Fr. eingenommen und der Erlös zum grössten Teil unter die gemeinnützigen Institutionen der Stadt verteilt, bis heute über 120 000 Fr. Als besonderer Fonds ist der Brockenstube die Ferienhilfe für übermüdete und gesundheitlich geschwächte Frauen angegliedert.

Der «Gemeinnützige» ging auch in der Berufsberatung der Mädchen voran, mit der er 1923 zwei Arbeitslehrerinnen betraute. Heute ist sie zu einer grossen amtlich organisierten Institution mit zwei staatlich angestellten Berufsberatern herangewachsen. Die beiden Kriege brachten zusätzliche Arbeit durch Soldatenstube, Internierten-fürsorge, Nähen, Stricken und Waschen, und es bedurfte der Einrichtung einer besondern Nähstube mit regelmässigen freiwilligen Helferinnen, um den Anforderungen gerecht zu werden.

Weitgespannt ist ferner die Hilfe bei der Bundesfeieraktion.

Winterhilfe und Flüchtlingshilfe, Sammlungen und Dörraktionen beherrschten jahrelang das Arbeitsprogramm der hilfreichen Frauen. — Im Jahre 1951 wurde auch die Hauspflege gegründet, die sich immer mehr als eines der wichtigsten Werke erweist. Acht Pflegerinnen sind fast andauernd beschäftigt. Im Jahre 1955 übernahm der Verein das alkoholfreie Restaurant zum «Zähringer» im eigenen Betrieb, das heute ein Zentrum für Vereine, eine ideale Verpflegungsstätte für Studenten, Lehrlinge und Lehrtöchter, für Alleinstehende und Durchreisende ist. Regelmässig finden hier die beliebten Altersstubeten statt. Mit der Uebernahme des «Zähringer» konnte der lange gehegte Plan einer Gemeindestube verwirklicht werden. Die Präsidentin, Frau Howald-Senn, schliesst ihren Bericht mit dem Aufruf an alle Hilfsbereiten zur Mitarbeit, «denn trotz Hochkonjunktur und Wohlleben gibt es immer noch viel Not und Kümmernis zu lindern». (t)

Vom Büchertisch

Film und Jugendkriminalität. Von Dr. jur. Liliane Decurtins. Juris-Verlag, Zürich. Broschiert. 178 S.

Gut fundierte Dissertation über das diskutierte Thema. Sachlich und übersichtlich setzt sich die Verfasserin mit den rechtlichen Grundlagen und psychologischen Voraussetzungen in verschiedenen Ländern auseinander. Mit grosser Gründlichkeit durchleuchtet sie alle Probleme, die sich in diesem Zusammenhang stellen, und erläutert die angewandten Testmethoden. Sie hütet sich vor billigen Verallgemeinerungen und steht bei den logischen Schlussfolgerungen mutig zu ihren Ergebnissen, die nicht immer den vorgefassten Meinungen entsprechen, dafür aber deutlich zeigen, dass der Fragenkomplex sehr weitschichtig ist und jeder Fall einzeln untersucht werden muss. Die Dissertation ist auch für Nichtjuristen gut verständlich, in erfrischend leichtem Stil geschrieben und wohl dokumentiert. Empfehlenswert für alle, die sich mit Erziehungsfragen beschäftigen, also auch für Eltern. NES

Veranstaltungen

SCHWEIZ. LYCEUM-CLUB, GRUPPE BERN
Theaterplatz 7, 2. Stock

Veranstaltungen

Freitag, 4. Mai, 16.30 Uhr: Vortrag von Mme Ruth Koch (Claude Arsac): «Une fenêtre ouverte sur le monde féminin.» Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.

Freitag, 11. Mai, 16.30 Uhr liest Erika Burkart eigene Gedichte. Musikalische Einrahmung von Erna Schulthess. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.

Freitag, 18. Mai, 16.30 Uhr spricht Herr Pfarrer Kupferschmid über «Die dargebotene Hand». Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.

SCHWEIZERISCHER VERBAND DER AKADEMIKERINNEN — SEKTION ZÜRICH

Einladung zur Monatsversammlung

auf Mittwoch, den 9. Mai 1962, im Lokale des Lyceumclubs, Rämistrasse 26, Zürich 1

Vortrag von Fräulein Dr. phil. I Marga Bührig

«Die Botschaft der Weltkirchenkonferenz von New-Delhi aus dem Hintergrund einiger Probleme des heutigen Indien».

Handgeschriebene Manuskripte werden nicht angenommen, solche ohne Rückporto nicht zurückgesandt

Redaktion:
Frau Ruth Steinegger, Luzernerstrasse 88, Kriens-Luzern, Tel. (041) 3 34 10

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau

Zi bunt GROBGEWEBE für Handarbeiten, Vorhänge, Bettüberwürfe, Sets, Tischdecken usw.
in JUTE und in licht- und kochechtem REINLEINEN

GRIECHISCHE PASSION

Roman von Niko Kazantzakis

Copyright by F. A. Herbig, Verlagsbuchhandlung (Walter Kahnert) Berlin-Grunewald

18

«Manolios»?» fragte Lenio, und ihr Herz pochte heftig. Sie näherte sich Nikolios. «Schrei nicht», sagte sie, «du bist nicht auf dem Berg, sprich leiser. Was hast du mir auszurichten?»

«Manolios grüsst dich und bittet dich, auf den Berg hinaufzukommen, er hat dir etwas zu sagen.»

«Ist das alles? Gut, sag ihm, ich komme ... Bleib, geh nicht, wie geht es ihm?»

«Es geht ihm gut, es geht ihm gut!» schrie Nikolios. Er raste davon und liess hinter sich einen scharfen Geruch zurück.

Michelis trat auf den Hof hinaus. Er war fein gekleidet, in seiner Sonntagstracht, frisch rasiert und frisch gekämmt. Man hatte ihm gesagt, er solle zur Kirche gehen, um das Evangelium zu hören und dann Mariori zu treffen. Er leuchtete auf dem Hof wie ein junger Adler. Lenio blieb einen Augenblick stehen und bewunderte ihn. So sollte mein Mann sein, dachte sie, wie ein Ai Giorgis in seiner vollen Jugend und Kraft.

«Guten Tag, Lenio», sagte Michelis und setzte die Pelzmütze auf, die er in der Hand hielt. «Ich will zur Kirche gehen.»

«Halt mich fest», sagte Lenio scherzend, «wenn du geraden Weges zur Kirche gehen willst, irr dich nicht im Weg.»

«Du wirst bestimmt nicht im Wege irren, du bist auf dem Weg zu Manolios, verstehe ich», sagte Michelis, der den Boten hatte verschwinden sehen. «Du hast nichts zu klagen.»

«Nein, wer hat das gesagt?» antwortete Lenio verletzt. «Auch wir sind Menschen, wir Diener. Gott hat uns nicht in Not und Klage gelassen; wenn Manolios deine Kleider hätte, würde auch er ein feiner Herrensohn sein!»

«Du hast recht, Lemo», antwortete Michelis und schritt über die Schwelle. «Du hast recht, es sind nur die Kleider, die uns unterscheiden.»

In diesem Augenblick läutete die Glocke zur Messe.

«Ich gehe jetzt, Lenio, und ich hoffe, du bringst gute Nachricht vom Berge.»

«Und du von der Priestertochter», sagte Lenio, die um eine Antwort nie verlegen war.

Die Kirche duftete nach Wachslichtern und Weihrauch. Auf der Ikonostase leuchteten die grossen Ikonen. Die Wände waren von den Steinplatten bis hinauf zur Kuppel mit Heiligenbildern und vielfarbigen Engelsflügeln geschmückt. Trat man in diese uralte byzantinische Kirche, konnte man glauben, dass man in ein Paradies voll hübscher Vögel und hoher Blumen kam, in dem die Engel von Blume zu Blume schwebten und Honig sammelten. Und oben in der Kuppel sass streng und drohend über den Köpfen der Menschen der Allmächtige.

Michelis trat ein, und die Kirche leuchtete auf. Er hatte sich verspätet, denn er hatte Mariori getroffen, die ihn erwartete. Sie wolle mit ihm reden, hatte sie gesagt. Nur ihre alte Amme war zu Hause, und die war taub und ergeben.

«Du hast mich warten lassen», sagte Mariori, die hinter dem Tor stand und ihn erwartete.

Auch sie war fein gekleidet, sie hatte ihr bestes Kleid an und ein Goldhalsband mit Konstantinen, ein Erbteil ihrer Mutter. Mit dem Rot, das ihr Giannakos gestern abend heimlich gegeben hatte, hatte sie ihre blassen Wangen ganz leicht gefärbt. Aber die Augen waren matt, als ob sie geweint habe, es lagen dunkelblaue Ringe unter ihnen. Sie hielt das Taschentuch in der Hand und führte es hin und wieder an den Mund.

«Weshalb hast du nach mir geschickt?» fragte Michelis unruhig. «Weshalb bist du so bekümmert und traurig, Mariori?»

«Papa hat es eilig», sagte Mariori und schlug die Augen nieder, «er hat es eilig und wünscht, dass wir sofort heiraten.»

«Hatten wir nicht Weihnachten gesagt, Mariori? Es ist noch nicht ein Jahr her, seit meine Mutter starb. Es geht nicht früher.»

«Er hat es eilig», wiederholte das Mädchen leise. «Jeden Tag schimpft er mit mir, nachts steht er auf, geht auf und ab und kann nicht schlafen.»

«Aber weshalb? Was ist mit ihm, dass er es so eilig hat?»

«Ich weiss es nicht, Michelis, ich weiss es nicht», murmelte Mariori und ihre Stimme zitterte.

Sie wusste sehr wohl, weshalb ihr Vater es so eilig hatte, aber sie konnte es nicht sagen. In ihrem Innern spürte sie, dass er recht hatte, dass er Eile haben musste.

«Mein Vater hat meine Mutter nicht geliebt», sagte Michelis, «sie war älter als er, wurde alt und zankte mit ihm. ... Und er, er wurde ihrer überdrüssig, er trauerte keineswegs um sie, als sie starb. Aber jetzt schämt er sich, gegen den Brauch zu verstossen. Es ist noch nicht ein Jahr vergangen, er ist ja der vornehmste Mann im Dorf und muss mit gutem Beispiel vorangehen. ... Du versteht, Mariori!»

«Ich verstehe, ich verstehe. ... Aber er hat es eilig, er lässt mir keine Ruhe. Ich halte es nicht mehr aus!»

Sie wollte husten, aber sie beherrschte sich und führte das Taschentuch an den Mund. Ihre kleine Hand war feucht und zitterte in Michelis' Hand.

Michelis sah sie an und wurde ängstlich. Sie hatte wirklich abgenommen. Unter der zarten Haut zeigten sich die Knochen, man konnte geradezu den Umriss des Schädels erkennen.

«Mariori ...», murmelte er und presste ihre Hand an seine Brust, «meine liebe Mariori ...»

Es war, als entschwinde sie ihm, da er sie zurückhaben wollte, als ob sie wie eine Handvoll Sand langsam seiner Hand entrann, als ob sie Abschied nehmen wollte von ihm.

«Michelis», sagte das Mädchen und versuchte die Tränen zurückzuhalten, «geh in die Kirche, Michelis, ich komme sofort. ... Wir sind verspätet, möge Gott uns schützen.»

Sie nahm seinen Kopf, legte ihn an ihre Brust und hielt ihn dort lange fest. Ihr ganzer Körper bebte.

«Möge Gott uns schützen», murmelte sie wieder und ging hinein, dann fiel sie halb besinnungslos ihrer alten Amme in die Arme.

Michelis öffnete leise das Tor und ging schnell zur Kirche hinab; auf sein Herz hatte sich ein schweres, drückendes Gewicht gelegt. Die Kirche strahlte, als er eintrat, er stellte sich neben den Chorstuhl des Vaters. Der Alte wandte sich um und sah ihn stolz an. So bin ich auch einmal gewesen, dachte er, so war ich auch einmal. Das elende Leben, er schwindet dahin wie ein Traum!

Lenio schritt den Berg hinauf, und ihr Herz begann zu klopfen. Sie fragte sich verwundert, was Manolios von ihr wolle, in dieser Woche sollte ja die Hochzeit sein, sollte die Unruhe aufhören und das wirkliche Leben beginnen — Haushaltsverrichtungen und Essenbereitung am Tag, Umarmungen in der Nacht und nach neun Monaten dann das Wiegen des Kindes ... Ich werde keine Dienstmagd mehr sein, ich werde Frau und Mutter sein ...

Sie hatte Manolios gern. Er war ruhig, arbeitsam und hübsch mit dem blonden Bart, den blauen Augen und dem friedlichen Gesicht, wahrhaftig genau wie Christus. Ihr Herz flog davon, es flog vor ihr den Berg hinauf, kam zur Hirtenhütte, setzte sich wie ein kleiner Vogel auf Manolios' Schulter, wie ein kleiner, flaumiger, runder Vogel, der zärtlich an seinem Halse pickte ...

Jetzt sitzt er auf dem hohen Stein, wo der Steilhang endet, und wartet auf mich. Auch sein Herz fliegt wie das meine davon, dachte sie.

Manolios sass wirklich auf dem hohen Stein und trocknete unaufhörlich sein geschwollenes Gesicht, das wieder aufgerissen war und von neuem zu rinnen begann.

Sie tut mir leid, die Aermste, dachte er. Aber es muss sein. Ich muss von jeder Versuchung frei werden, meine Seele und mein Leib müssen rein sein, damit ich würdig zu sein vermag.

Er horchte, er vernahm die schnellen, leichten Schritte, er witterte das Orangenduftwasser in der Luft, seine Nasenflügel bebten. Er erkannte ihn wieder, es war Lenios Duft.

Sie kommt, sie kommt, dachte er. Da ist sie!

Lenio bückte sich nieder und gab sich den Anschein, als ob sie ihn nicht sähe, um ihm Gelegenheit zu geben, ihr entgegenzulaufen, sie um den Leib zu fassen und ihr hinaufzuhelfen ... Doch heute blieb Manolios unbeweglich stehen.

«Manolios», rief sie, als sie sich nicht länger zurückhalten konnte. Aber Manolios antwortete nicht, er stand still und unbeweglich auf dem Stein. Lenio beeilte sich, sie näherte sich ihm, hob den Kopf blickte ihn an und schrie auf.

«Meine Panagia!» rief sie und brach zusammen.

Manolios ging hinab und hob sie auf. Doch sie hielt die linke Hand vor die Augen, um ihn nicht zu sehen, und mit der rechten stiess sie ihn fort; sie wollte nicht, dass er sie berühre.

«Geh ...», schrie sie, «geh deines Weges, geh!»

«Sieh mich noch einmal an, Lenio», sagte Manolios still, «sieh mich an, dass du den rechten Abscheu vor mir bekommst und frei bist ...»

«Nein!» schrie das arme Mädchen. «Nein! Geh deines Weges, geh!»

Manolios trat zurück und setzte sich wieder auf den Stein.

Eine Weile schwiegen beide. Schliesslich sagte Lenio:

«Was ist mit dir? Sag in Gottes Namen, was mit dir ist?»

«Aussatz», antwortete Manolios still.

Lenio erschauerte, sie wandte das Gesicht zum Dorf.

«Ich gehe», sagte sie. «Hast du mich deshalb hergebeten?»

«Ja», antwortete Manolios, ebenso ruhig wie zuvor. «Kannst du mich noch lieben? Das kannst du nicht. Willst du aussätzige Kinder haben mit mir? Das willst du nicht. Geh jetzt!»

Beide schwiegen, eine Weile verging. Das Mädchen weinte in trostlosem Schmerz.

«Leb wohl, Lenio», sagte Manolios und wandte sich der Hütte zu. Lenio antwortete nicht. Sie trocknete sich die Augen mit dem gelben Halstuch und blickte sich um — sie wusste nicht, was geschehen sollte oder wohin sie sich wenden sollte. Manolios war verschwunden, die Welt drehte sich um sie.

«Aussatz ... Aussatz ...» wiederholte Lenio und zitterte. Sie fröstelte und bebte geradezu in der mittäglichen Hitze.

Plötzlich sah sie unter einer grossen, schattigen Eiche in einer Senke eine Menge Schafe und Ziegen. Sie lagen und ruhten. Nur zwei Tiere standen aufrecht, und es schien, als jagten sie sich. Vor ihnen stand halb nackt der Hirtenjunge und sprang und tanzte. Er hatte eine lange Flöte im Munde und spielte. Hin und wieder nahm er die Flöte vom Mund und brach in wilde Schreie aus, er klatschte in die Hände, meckerte irrsinnig wie ein Bock und begann wieder — höher und höher stiegen die Töne — die Flöte zu spielen.

6

«Ach, mein Aga, dem armen Kapitän Fourtounas geht es nicht gut. Die Knochen im Schädel wollen sich nicht zusammenfügen, was haben wir nicht alles getan? Oele und Salben haben wir genommen, der Priester Grigoris ist gekommen und hat Gebete gelesen, eine Zigeunerin war bei ihm und hat ihre Karten gelegt, wir haben dem heilkundigen Ai Panteleimon eine Lampe angezündet, wir haben dem Kranken auch das Unaussprechliche einer Katze, die, wie man sagt, sieben Leben besitzt, zu essen gegeben — aber nichts will helfen, nichts hilft. Weder Gott noch der Teufel wollen, dass der Kapitän wieder gesund werden soll.»

Es waren betrübliche Worte, die Frau Mantalenias Mund entströmten, und sie biss sich auf die Zunge.

«Der Schlaue ist taub», murmelte sie, dann geriet ihre Zunge wieder in Bewegung. «Heute hat er Michelis, des Herrn Patriarcheas Sohn, rufen lassen, er solle zu ihm kommen, dass er ihm sein Testament diktieren kann. Jetzt werde ich hingehen und den Priester Grigoris bitten, ihm das Abendmahl zu reichen. Er hat seinen Anker gelichtet, unser Kapitän; er ist bereit hinauszusteuern, sagte er kürzlich zu mir und er bat mich: ‚Tu mir einen Gefallen, Mantalenia, geh zum Aga und sage ihm: Viele Grüsse vom Kapitän Fourtounas, er hisst jetzt die Segel und fährt hinaus. Lebt wohl!' Und deshalb bin ich nun gekommen, ich bin Frau Mantalenia.»

«Gut, sag ihm, dass ich komme, ihm Lebewohl zu sagen, sobald ich wach geworden bin. Sag ihm auch, dass ich meinen Leibwächter mitbringen werde, damit er die Trompete zu hören bekommt, und die Giousoufaki, damit er noch einmal das Amánlied hören kann, das er so liebt. Ich werde jetzt meinen Kaffee trinken, dann werde ich meinen Tschibuk und etwas Raki zu mir nehmen, und dann wird Giousufaki mir die Füsse kneten, damit ich wach werde — dann komme ich. Hör zu, sag ihm dass er sich nicht überstürzt und stirbt, bevor ich komme! Er muss auf mich warten! Und jetzt scher dich weg!»

Fahl, blass und erschöpft, nur Haut und Knochen, sass der Kapitän Fourtounas an die Wand gelehnt. Sein Kopf war mit einer breiten, roten Schärpe, die von geronnenem Blut fast starr geworden war, fest umwunden, aber er war ganz ruhig und zeigte keinerlei Furcht oder Reue. Die kleinen Augen wanderten voller Leben auf und ab, wie bei einem Affen, den er einmal in Odessa gesehen hatte.

Auf dem Tisch neben ihm stand ein Glas Raki, daneben lag sein Tschibuk, daneben stand auch eine kleine Gipsfigur, die er vor langer Zeit einmal in einem entlegenen Hafen gekauft hatte und die Königin Viktoria von England darstellte. «Ein feines Weib, gut genährt und mit hohem Busen, die gefällt mir», hatte er gesagt und sie genommen, und seitdem hatte er sie nicht von sich gelassen.

«Das ist meine Frau», pflegte er zu sagen und lauthals zu lachen, «meiner Treu, hat sie nicht einen längeren Schnurrbart als ich?»

Er liess den Blick über sein einfaches kleines Zimmer gleiten — die schmutzigen Wände, die Dachbalken mit den Spinnweben, die leeren Regale, eine längliche Kiste mit alten Kleidern, einen Wasserkrug auf der Bank, eine Ballonflasche mit Raki in einer Ecke. Jeden Gegenstand blickte er lange an und nahm Abschied von ihm. An einer alten Fotografie an der gegenüberliegenden Wand blieben seine Blicke träumend hängen. Es war eine grosse Fotografie seines einstigen Schiffes — mit schwellenden Segeln, einer griechischen Flagge am Heck und einer üppigen Gallionsfigur am Bug. Und er selbst, ein dreissigjähriger Kapitän, stand am Ruder.

In Gedanken ging er an Bord, das Schiff fuhr aus der fliegenschmutzübersäten Fotografie aufs Meer hinaus. Als ob er in einen gewaltigen Nebel geraten sei, erkannte Kapitän Fourtounas nur undeutlich Inseln und Ufer, Türken mit roten Fezen, Frauen mit hohen Brüsten wie die Gorgonen, an den Kaien schimmerten Hafencafés, die in den Rauch von Zigaretten und Tschibuks und in den Dunst von kleinen Fischen, von gebratener Niere und Leber gehüllt waren ...

Alles drehte sich in einem dunklen Wirbel vor ihm, seine Freude und seine Trauer, die Wunden, die er erhalten hatte, als er im Kriege von 97 als Freiwilliger Munition und Proviant nach Griechenland gebracht hatte ... Einmal hatte er sich närrisch in ein türkisches Mädchen verliebt, wo oder wann, erinnerte er sich nicht mehr. In Konstantinopel, in Smyrna, in Aivalyk, in Alexandria? Hiess sie Gioulsoumi, Fatoume oder Emine? Er erinnerte sich dessen nicht mehr. Der Nebel war stärker geworden, hier oben war alles dick und fest wie Rauhreif geworden ... Aus seinem ganzen Leben blieb nur ein Ereignis, das sich in dem dichten Nebel klar und deutlich abzeichnete und wie von Sonnenlicht erhellt aus ihm hervorhob. An einem lauen Apriltag war er in Batum mit drei Freunden in einen Garten mit arabischem Schilf und dicken, roten Blumen gegangen, sie hatten sich auf die feuchten Steine gesetzt und unter leisem Singen zu essen und trinken begonnen und hatten sich weisse Tücher mit Fransen um die Köpfe gewunden. Die Sonne brannte, das Meer duftete, und sie hatten keine Frauen bei sich. Sie waren nur Freunde, frische Burschen, dunkel und blond. Während sie sassen und tranken und Lieder sangen, fiel sprühendleicht ein milder, warmer Regen. Auf den dicken Blättern standen die Regentropfen wie Perlen, und auf den weissen Steinen des Gartens bildeten sich feuchte Flecken. Die Erde begann wie das Meer zu duften, drei Armenier erschienen mit Flöte, Mandoline und Tambourin, sie setzten sich mit gekreuzten Beinen unter das blühende Schilf und begannen ihr Amanlied zu singen.

Welch eine Freude war das! Wie lieblich war das! Das Leben bebte in des Menschen Hand wie ein warmer, zarter, junger Vogelleib. Er bemühte sich nachzudenken, doch an anderes konnte Kapitän Fourtounas sich nicht erinnern. An nichts sonst. Sein ganzes Leben war gleichsam zu Rauch geworden, nur das kleine Fest, dieses kleine Fest in Batum mit dem Sprühregen hatte sich herausgehoben und war wie ein lebendes Bild in seiner Erinnerung haften geblieben.

«Ach, war das alles?» murmelte er. «War dies mein ganzes Leben? Ein leichter Regen, drei Freunde, arabisches Schilf ...? Ach, ist nichts anderes geblieben? Und ich hatte geglaubt, ich hätte die ganze Welt gefangen!»

Er streckte die Hand aus, um das Glas Raki zu ergreifen, das auf dem Tisch stand, doch im gleichen Augenblick ging die Türe auf, und der Aga kam herein. Er hatte seine grosse Uniform angelegt, die roten Hosen, die silberbeschlagenen Pistolen und die Gamaschen, er hatte seinen Schnurrbart geschwärzt und ein Seidentuch über die Schulter geworfen; es sah aus, als ginge er zu einer Hochzeit. Nach ihm kam weiss und schwellend wie ein Weizenbrot, rund, halb im Schlafe noch kauend Giousoufaki und hinter ihr barsch und verdrossen der Leibwächter mit der Trompete.

«Schönes Wetter heute, und der Wind steht in den Segeln, Kapitän Fourtounas!» grüsste der Aga heiter. «Du scheinst an Bord gehen und deines Weges ziehen zu wollen!»

«Ich habe die Segel gehisst, Aga, der Wind bläst und steht günstig, leb wohl.»

«Wohin geht denn die Reise? Weisst du, wohin du fährst?»

«Verflucht nochmal, ich weiss es nicht, ich fahr aufs Geratewohl.»

«Und was sagt deine Religion, mein lieber Grieche?»

«Ach», erwiderte der Kapitän und winkte mit der Hand, «wenn ich an die Religion glaubte, würde ich geraden Weges zur Hölle fahren.»

Der Aga lachte.

«Ja, wenn ich an meine glaubte, würde ich geraden Weges ins Paradies einziehen. Reichlich Pilaff, Frauen und Giousoufaki gibt es dort. Ich frage mich, ob die beiden Religionen nicht ihren schlechten Spass mit uns treiben, mein lieber Kapitän. Die Welt ist ein Traum — hab ich nicht recht, Giousoufaki? — das Leben ist Raki, wir trinken und saufen uns voll. Unser Verstand ist wie eine Wetterfahne, die sich dreht. Du wirst Grieche und ich ein türkischer Aga. Lass uns nicht davon reden — ich will dir die Wahrheit sagen: Ich habe genug!»

Er wandte sich zu dem kleinen runden Mädchen: «Auf, Giousoufaki, mein Auge hat dort in der Ecke eine Schnapsflasche entdeckt, auf, erhebe dich und giess uns ein.»

Die alte Mantalenia kam herein und neigte sich an das Ohr des Kapitäns:

«Der Priester kommt gleich mit den heiligen Sakramenten und wird dir das Abendmahl reichen. Trink keinen Raki!»

«Welcher Priester, du alte Hexe? Sei still! Nimm die Schnapsflasche und giess uns ein.»

Die Alte murmelte etwas und ihre Hand zitterte, als sie die Gläser füllte. Der Aga erhob sich, trat an das Bett heran und stiess mit dem Kapitän an.

«Glückliche Reise!»

«Glück zu, Aga!»

Sie lachten herzlich alle beide.

«Wenn unser Mohammed», sagte der Aga und strich sich den Schnurrbart, «wenn unser Mohammed und euer Christus beisammen sässen, Raki tränken und anstiessen wie du und ich, würden sie richtige, gute Freunde werden und sich nicht gegenseitig die Augen auskratzen ... Aber sie haben sich nicht hingesetzt und getrunken, sondern statt dessen die ganze Welt in Blut getaucht ... Ja, weshalb sind wir Freunde geworden? Wir haben herrlich und in Ruhe und Frieden miteinander gelebt, oder wie?»

«Der Priester kommt und will mir das Abendmahl geben», sagte der Kapitän, «leb wohl.»

Es begann ihm im Kopf rund zu gehen, und er wollte die Augen schliessen.

«Warte, nicht so eilig! Ich habe Giousoufaki mitgebracht, dass sie dir ein Abschiedslied singt, die Amané, die du so liebst. Mach dich nicht davon, ohne sie gehört zu haben ... Nun, Giousoufaki, beginn deine Amané.»

Giousoufaki nahm den Mastix aus dem Mund, klebte ihn aufs Knie, legte schmachtend die rechte Hand an die Wange und wollte gerade beginnen, als der Aga die Hand erhob. «Warte, Giousoufaki», sagte er, «erst soll die Trompete blasen.»

Er wandte sich an den Wächter.

«Oeffne die Tür», befahl er, «stell dich auf die Schwelle und blase ordentlich hinein!»

Der Leibwächter öffnete die Tür, er hob die Trompete und begann zu blasen, als ob es zum Angriff ginge.

«Genug!» rief der Aga, «und nun deine Amané, Giousoufaki!»

Dann erklang die klare, rührende Stimme, der Kapitän spitzte die Ohren und die Brust schwoll ihm vor Entzücken und Schmerz.

«Dünya tabir, ruya tabir — Die Welt und der Traum sind eins — amán, amán ...»

Nie hatte der Kapitän es so tief empfunden, wie wahr es ist, dass die Welt und der Traum eines sind. Gewiss würde er schlafen und träumen, dass er Kapitän gewesen und in die Häfen des Weissen und Schwarzen Meeres eingefahren war, dass er 1897 in den Krieg gezogen war, dass er Grieche und Christ war und nun sterben sollte ... Doch er starb nicht, er wachte, der Traum nahm ein Ende, es tagte.

Er streckte die Hand aus.

«Danke, Aga, du bist der einzige, der meinen Kummer versteht, Dank auch dir, Giousoufaki, möge dein kleiner Mund nie vergehen, sondern ein Rubin in der Erde werden.»

Der Aga wurde gerührt und wischte sich die Augen.

«Mein lieber Kapitän, wenn ich dich je einmal Kahlkopf genannt habe, so hab ich es aus Liebe und Freundschaft getan, verzeih!»

Er beugte sich vor und küsste den Kapitän. Beiden wurden die Augen feucht.

«Ach, ich habe nicht gewusst, dass ich dich so gern habe, Aga», sagte der Sterbende mit schwacher Stimme. «Leb wohl!»

Die alte Mantalenia riss die Türe weit auf, sie erwartete den Priester mit den heiligen Sakramenten. Doch an Stelle des Priesters war es Michelis, der atemlos erschien.

«Beeil dich nicht mein Junge», sagte die Alte, «er hält noch aus, der Gesegnete hat sieben Leben. Komm herein.»

Michelis trat ein und schloss die Tür.

Ermattet hatte der Kapitän die Augen geschlossen. Das Blut rann wieder auf Wangen und Laken. Die Alte näherte sich und wischte es ab, dann neigte sie sich an sein Ohr.

«Kapitän, Michelis ist mit der Tinte gekommen.»

Der Kapitän hob seinen zerfetzten Kopf und schlug die Augen auf. «Willkommen», sagte er.

Er schloss die Augen wieder und schlief ein. Michelis setzte sich an das Kopfende, legte das Papier zur Seite und wartete.

(Fortsetzung auf nächster Seite)

Dank «Merkur»-Rabattmarken

33 1/3 % billiger reisen

denn für 4 gefüllte Sparkarten = Fr. 4.— erhalten Sie 6 Reisemarken im Werte von Fr. 6.—

„MERKUR"

KAFFEE-SPEZIALGESCHÄFT

«Ein anständiger Kerl ist er gewesen, der Aermste», sagte die Alte leise und wischte sich die Augen und die laufende Nase. «Ein anständiger Kerl, wenn er auch manchmal böse gewesen ist. Mein seliger Mann ...» Und nun begann sie die Sorgen ihres Lebens zu erzählen, um etwas Trost zu finden. Michelis rollte sich eine Zigarette und zündete sie an. Auch er hatte seine Sorgen. Aber über sie sprach er zu niemandem ... Er hörte der Alten zu, doch seine Gedanken waren weit in der Ferne.

Ein Hund begann in der Nachbarschaft zu bellen. Die Alte sprang wütend auf.

«Der verfluchte Tunichtgut! Charon kommt, und er bellt!»

Sie öffnete die Tür, bückte sich, ergriff einen Stein, warf ihn und kam wieder herein.

Der Kapitän schlug die Augen auf.

«Michelis», sagte er, «wo bist du? Komm näher, ich kann nicht so laut sprechen. Hol das Papier hervor und schreib!»

«Ermüde dich nicht, Kapitän», sagte Michelis, «es hat keine Eile.»

«Schreib, sage ich, und hör auf zu schwatzen. Ich habe sieben Leben, sechs sind dahin. Eines ist noch da und geht auf meinen Lippen spazieren, um sich davonzustehlen. Schreib schnell, schreib, solange ich es noch habe!»

Michelis näherte sich dem Kopfkissen des Kapitäns. Er breitete das Papier aus und tauchte die Feder in das Tintenfass.

«Die Ballonflasche da in der Ecke mit dem Raki gebe ich dem Aga, dass er auf mein Wohlergehen trinken soll. Einen Goldzahn, den ich habe, soll man herausnehmen und der Witwe Katarina geben, dass sie sich ein Ohrgehänge daraus macht; meinen Tschibuk mit dem Bernsteinmundstück gebe ich dem Gastwirt Kostantis, dass er ihn habe, wenn ein Fremder kommt und von Heimweh gepackt wird; die zehn Liter Gerste gebe ich Giannakos' Eselin — sie soll sie an dem Abend essen, an dem sie mit Christus auf dem Rücken in Jerusalem einzieht ... Einige Groschen liegen gewiss in der Börse, die soll der Priester Grigoris haben, sonst begräbt mich der Bocksbart nicht, sondern lässt mich liegen und stinken. Im Kasten dort sind einige Lumpen und Wachstücher, einige alte Mützen und Flanellwesten, Seestiefel, eine Blendlaterne, ein Kompass und sonstiges Gerümpel. Nehmt es und gebt es den Armen, die in den Grotten auf dem Sarakina leben. Gebt ihnen auch meine Töpfe, meine Spirituslampe, meinen Teller und den Rock, den ich habe. Und auch den Kaffee, den Zucker, die Zwiebeln, die Flasche mit dem Oel, den Käse und eine Schale mit Oliven ... Alles, alles — ich finde, es ist ein Jammer um die Aermsten. Hast du es aufgeschrieben, Michelis?»

«Warte einen Augenblick, dass ich schreiben kann. Hab nicht solche Eile, Kapitän!»

«Ich habe Eile, um alles zu schaffen. Schreib schnell. Ich habe ein Buch, ‚Tausendundeine Nacht', in ihm lese ich ein wenig jeden Sonntag, wenn die andern zur Kirche gehen. Und so pflegt mir die Zeit zu vergehen. Dieses Buch soll der Gastwirt Kostantis haben und jeden Sonntag nach der Messe, wenn die Dorfbewohner ins Café kommen, soll einer aus ihm vorlesen, dass ihr etwas daraus lernt. Das Evangelium ist gewiss gut, aber ‚Tausendundeine Nacht' steht nicht weit hintenan. Hast du es aufgeschrieben, Michelis?»

«Ja, Kapitän», sagte er, «aber ermüde dich nicht.»

«Sieh nach, Mantalenia, sieh im Zimmer nach, ob ich einen Schmuck vergessen habe!»

«Ja, deine Pantoffel, Kapitän.»

«Gewiss, das ist wahr. Sie können auf den Schutthaufen. Aber nein, warte, ich vermache sie dem armen, alten Ladas. Immer, wenn ich bei ihm war, habe ich ihn barfuss angetroffen. Der Geizkragen mag sie gerne haben, damit er sich nicht erkältet und krepiert und Venedig nicht etwa eine Nähnadel verliert. Noch etwas, Mantalenia?»

«Die Fotografie.»

«Nein, die nehme ich mit! Denk daran, mit Glas und Rahmen! Ich nehme auch das Rakiglas mit, das lasse ich nicht zurück. Aber wir haben ja die Gipsfigur da, die kann der Gipsesser nehmen, dann kann er auch die englische Königin aufessen.»

«Aber das Wichtigste steht noch aus», sagte Michelis, «das Haus.» — «Das gebe ich der alten Mantalenia hier, die mich wie eine Schwester umsorgt hat. Ich bin ihr viel zur Last gefallen, der Aermsten, ich habe viel auf sie geschimpft, und ich glaube, sie hat sogar zuweilen Prügel mit meinem Stock bekommen. Vergib mir, Mantalenia, und weine nicht! Du weinst doch wohl nicht aus reinem Entzücken?» Er versuchte zu lachen, aber es gelang ihm nicht, es schmerzte. Das Blut begann wieder zu rinnen.

Jetzt war Kirchenliedergesang zu vernehmen.

«Der Priester kommt mit den heiligen Sakramenten», sagte die Alte und beeilte sich zu öffnen.

«Der Herr tritt ein!» sagte der Priester Grigoris mit ernster und feierlicher Stimme und schritt über die Schwelle. «Lasst uns allein!» Michelis und die alte Mantalenia schlugen das Zeichen des Kreuzes, sie küssten des Priesters Hand und gingen hinaus. Auch der Lampenanzünder blieb mit der Laterne draussen. Sie warteten.

«Kapitän Fourtounas», sagte der Priester und näherte sich dem Sterbenden. «Die furchtbare Stunde ist gekommen, da du vor den Herrn treten sollst. Beichte deine Sünden, reinige deine Seele, sprich!» — «Was soll ich dir sagen?» antwortete der Kapitän verdrossen. «Kann ich mich ihrer erinnern? Gott führt Buch, er schreibt sie darin auf. Was geschrieben ist, kann er auslöschen, wenn er meint, dass es lustig war. Nur einen Gegenstand würde ich ihm als Geschenk von der Erde mitbringen mögen, nur einen einzigen Gegenstand: Ich habe den Verdacht, dass es ihn im Himmel nicht gibt.»

Der Priester hörte widerstrebend zu, der Ton in der Stimme des Kapitäns ging ihm auf die Nerven.

«Nur ein Ding», fuhr der Kapitän eigensinnig fort, «nur ein einziges Ding würde ich als Geschenk mit zu Gott nehmen wollen.»

«Was denn?» fragte der Priester und runzelte die Stirn.

«Einen Schwamm.»

«Schämst du dich nicht?» fragte der Priester. «Fürchtest du dich nicht in dieser furchtbaren Stunde, du Gottesleugner?»

«Wir sind Ameisen», fuhr der Kapitän ruhig fort, «wir essen ein Saatkorn zuviel, eine tote Fliege zuviel, eine gewaltige Angelegenheit. Lösch sie aus! Was willst du dich um Ameisen kümmern! Du bist ein grosser Elefant!»

«Kapitän», sagte der Priester streng, «fürchte Gott, du stehst jetzt vor Seiner Tür, Unglücklicher, nun wird sie sich öffnen, und du wirst Ihn sehen. Ergreifen dich nicht Furcht und Zittern?»

«Mein lieber Priester», sagte der Kapitän und wollte nicht zuhören. «Ich bin müde. Der Aga ist hier gewesen und hat mit mir gesprochen. Michelis ist gekommen und hat mein Testament geschrieben. Ich schenke auch dir, während ich mich dessen erinnere, die Piaster, die noch da sind, damit du mich begraben und nicht stinkend liegen lassen sollst ... Jetzt kommst du und willst mich erschrecken, wie man Kinder mit dem Popanz zu schrecken pflegt ... Ich halte es nicht mehr aus, ich bin müde, sage ich. Leb wohl!»

Er wandte sich zur Wand und schloss die Augen. Es fiel ihm schwerer zu atmen, langsam und leise begann das Todesröcheln im Halse aufzusteigen.

«Gute Nacht», vermochte er noch zu sagen.

Der Priester deckte den heiligen Kelch mit dem Sammettuch zu.

«Ich kann dir Christi Fleisch und Blut nicht reichen», sagte er, «möge Gott dir verzeihen.»

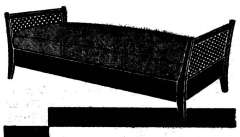
«Gute Nacht!» murmelte der Kapitän wieder im Todeskampf.

Das Bett erzitterte einige Male, er wimmerte leise, als ob etwas in ihm entzweigegangen sei. Dann öffnete er den Mund, und Kissen und Laken wurden voller Blut. Der Priester schlug das Zeichen des Kreuzes über ihm.

«Gott möge dir verzeihen», murmelte er wieder, «ich habe nicht das Recht, es zu tun.»

Dann öffnete er die Tür und rief die alte Mantalenia, die Totenfrau. *(Fortsetzung folgt)*

Für Ihr Wohlbefinden
Midro-Tee
Gegen Verstopfung
Kein Kochen, kein Aufbrühen


hugo peters
„Wärmer", eines von 10 schönen Couchbetten aus eigener Werkstatt — mit und ohne Bettzeugraum.
Bettstatt Fr. 475.-
Modelle ab Fr. 98.-
Dazu DEA- und Rosshaarmatratzen. Nach individuellen Wünschen: — mollig weich — beliebig hart — oder extra warm.
Bellevueplatz, Limmatquai 3 Telephon 24 73 70
hugo peters ZÜRICH LIMMAT QUAI 3

So werden Pflanzen kerngesund
Was für den Menschen ein Kuraufenthalt, bedeutet für die Pflanzen eine Nahrung, in der nichts fehlt.
Man muss Blumen und Blattpflanzen nur regelmässig durch die
Pflanzen-Kurnahrung «FLEURIN»
alle Wuchs- und Nährstoffe zuführen, die zum gesunden Gedeihen nötig sind, dann werden Blätter und Blüten gross, schön, zahlreich und stark.
Fleurin
«FLEURIN»: Einfach — aber sicher wirkend!
Erhältlich in allen Drogerien, Samenhandlungen und Blumengeschäften

Ferien in Lugano
Zu vermieten
möbl. Wohnung
mit Komfort und
möbl. 2-Betten-Zimmer
mit Küche, Bad.
Postfach 6176, Lugano.

Ihr Rheuma verschwindet schneller mit
item
Rheumasalbe
Aerztlich empfohlen. In Apotheken und Drogerien.

Das Schweizer Frauenblatt wird nicht nur von Einzelpersonen abonniert, sondern auch von über 200 Kollektivhaushaltungen!

Gesucht nach St. Moritz auf die Sommer-Saison, Ende Mai
nette freundliche Serviertochter
in gutes Passanten-Hotel. Hoher Verdienst zugesichert.
Offerten unter Chiffre Va 11 679/62 an Mosse-Annoncen, Zürich 23.

«VIEUX CHATEL» Essertines s/Rolle
das schöne, gepflegte Landhaus inmitten von Wiesen und Wald, in herrlicher, ruhiger Aussichtslage am Genfersee, empfängt vom 15. April bis 15. Oktober
PAYING GUESTS
die Ruhe, Erholung evtl. Diät nötig haben. Tel. (021) 75 19 26. A. E. Frank-Hottinger, Dipl. Diätetikerin. — Wenig Zimmer, frühzeitig reservieren bitte.

Noch nicht alt... doch nicht mehr jung!
Gerade in dieser Zeit, den «kritischen Jahren», sollten Sie FRAUENGOLD nehmen. Sie werden erstaunt sein, wie dieses Nerven- und Kreislauftonikum die Umstellung erleichtert und wirksam hilft, viele Störungen, wie Unregelmässigkeiten, Stauungen, Gereiztheit, nervöse Unruhe und Hitzewallungen, Schwindelgefühl u. Schlaflosigkeit zu überwinden. FRAUENGOLD-Flaschen zu Fr. 6.75, 12.50 und 22.75 in den Apotheken und Drogerien.
Frauengold

Berücksichtigen Sie die Inserenten des «Schweizer Frauenblattes»

Stadt St. Gallen / Stellenausschreibung
Bei der unterzeichneten Verwaltung ist die Stelle einer
Informatorin
neu zu besetzen.
Erfordernisse: Gute Allgemeinbildung, Gewandtheit im schriftlichen Ausdruck, Beherrschung der Büroarbeiten, normale Gesundheitsverhältnisse.
Gehalt gemäss Besoldungsverordnung. Eintritt baldmöglichst oder nach Vereinbarung.
Anmeldungen sind unter Angabe der bisherigen Tätigkeit und des Lohnanspruches samt Zeugnisabschriften bis 10. Mai 1962 an den Vorstand der unterzeichneten Verwaltung einzureichen.
Vormundschafts- und Fürsorgeverwaltung, Brühlgasse 1, St. Gallen
St. Gallen, 27. April 1962

Stollex
für und mit **Herrenhemden** zu
Peter Stoll
Hemdenfabrikation
Zürich 7/32, Hedwigstr. 23 ob Fluntern, Tel. 051/24 56 12 P
Rasche und zuverlässige Hemdenreparaturen

Massatelier
(gegr. 1900)
für orthopäd. und modische **Korsetts** sowie jede Art von **Ausgleichungen, Brustprothesen** und **Leibbinden.**
Melanie Bauhofer
Münsterhof 16, 3. Stock, **Zürich 1**
Telephon 23 63 40

Kiddy-Unterwäsche für unsere Kleinsten, für Mädchen und Knaben von 1 bis 6 Jahren.
Kiddy-Höschen mit dem patentierten Zweizug lassen sich bequem in die Länge und in die Breite dehnen, sitzen gut und erlauben volle Bewegungsfreiheit.
Kiddy-Leibchen mit dem praktischen Kreuzverschluss erleichtern das «unbeliebte» Anziehen.
In Wolle, Baumwolle und Helanca.
Leicht zu waschen - formbeständig!
kiddy
Vollmoeller AG. Uster

Ein schönes Geschenk
welches der Empfängerin während eines ganzen Jahres immer wieder neue Freude bereitet, ist ein Abonnement auf das
Schweizer Frauenblatt
Es ist das Geschenk von Frau zu Frau

Die Unterzeichnete bestellt:
..... Geschenkabonnement Fr. 12.50
..... Jahresabonnement des «Schweizer Frauenblattes» zu Fr. 15.80
..... Halbjahresabonnement zu Fr. 9.—

auf eigenen Namen .....
als Geschenk an .....
.....
Genaue Adresse des Bestellers .....
.....
Bitte ausschneiden und an «Schweizer Frauenblatt», Winterthur, Postfach 210, senden.

Die Beschenkte erhält auf den von Ihnen gewünschten Tag die letzte Ausgabe und einen Geschenkgutschein

Schweizer Frauenblatt
Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben
Geschenk-abonnement